

Dr



Im Casino



Cover: Die Billboards der Casinos zeigen schon aussen an, worin es im Inneren geht. Roulette, Blackjack und Poker laden zum Spiel mit dem Glück.

Zwischen Himmel und Hölle

Von **OLIVER PRANGE**

«Es war Viertel nach zehn; ich betrat den Spielsaal so hoffnungsvoll und gleichzeitig in einer solchen Erregung, wie ich sie noch nie erlebt hatte.» Ein Satz von Fjodor Dostojewski in seinem Roman *Der Spieler*, in dem er beschrieb, in welche Abgründe das Glücksspiel führen kann, aber auch zu welchen Höhen.

Casino. «Angefangen hat alles im Venedig des frühen 17. Jahrhunderts, damals eine mächtige, aber auch dreckige und übel riechende Stadt», schreibt Marc Baumann, CEO von Swiss Casinos. «Wegen ihrer Grösse wurden sie als *casinos* bezeichnet, kleine Häuschen. Es waren Umkleideräume für die Nobili auf dem Weg in die Stadt. Und sie eigneten sich hervorragend als Liebeshäuschen und Stätten der Geselligkeit ausserhalb der Palazzi. Auch der als Frauenheld in die Geschichte eingegangene Schriftsteller Giacomo Casanova wohnte zeitweise in einem dieser Casinos.»

Sprung ins 20. Jahrhundert. 1941 wurde das erste Hotel-Casino *El Rancho Vegas* eröffnet, dann das legendäre *Flamingo*. Warum in der Wüste von Nevada? Mit dem Hoover-Damm gab es plötzlich Strom. Die Mafia aus Chicago und Miami musste ihr illegal verdientes Geld waschen. Sie verlor dieses gern in den Casinos, die ihnen ja selbst gehörten. Heute sind Las Vegas und Macau die grössten Entertainmentstädte der Welt. Unterhaltung, Shows, glitzernde Fassaden, Übermut: «Was in Las Vegas passiert, bleibt in Las Vegas.»

In der Schweiz begannen die Glücksspiele mit Spielsalons in den 1980er-Jahren. Erst später wurden sie legal, und 2002 öffneten die ersten Casinos ihre Tore. Doch es gibt ein ernsthaftes Problem: die Spielsucht. Spieler freuen sich, wenn sie gewinnen, aber einige können nicht mehr aufhören, wenn sie verlieren, weil sie Verluste wieder wettmachen wollen. Resultat: Schulden. Das ist ein ernsthaftes Problem, das viele Familien betrifft. Darum sind Casinos in der Schweiz dazu verpflichtet, ihre Gäste vor dem Kontrollverlust zu bewahren, die Spielgesetze sind streng. Dies thematisieren wir in dieser *Du*-Ausgabe – nebst der Geschichte der Casinos, zum Beispiel mit einem Situationsbericht aus Monte Carlo von 1902.

Menschen wollen Unterhaltung, wollen spielen, wollen andere Hasardeure, Zocker, Blender, Snobs, falsche und echte Adlige kennenlernen, wollen ein bisschen James Bond sein. Im Casino ist all das möglich.

Bei Swiss Casinos bedanken wir uns für die enge und gute Zusammenarbeit.



Das Glücksspiel ist Teil vieler Fernseh- und Kinofilme. Paul Hubschmid versucht hier als Johnny Zamaris in Kurt Meisels *Die rote Hand*, ein wenig Geld beim Roulette zu gewinnen. An seiner Seite Eleonora Rossi Drago als Zamaris' Geliebte Violetta Scotoni.

Marc Baumann

20 Casinos. Zwischen Himmel und Hölle

Lange galten die Orte des Glücksspiels als Horte der Sünde und des Lasters. Doch das waren sie nie ausschliesslich und sind es heute nur noch selten.

Michael Kohtes im Gespräch mit Peter Henning

24 «Am Spieltisch geht es um das Heiligste, was wir Menschen kennen»

Der Hasardeur, der Zocker, der wahre Spieler. Im Casino trifft man auf verschiedene Typen, die ihr Glück im Zufall suchen. Michael Kohtes erklärt, was sie ausmacht.

Christian Siedenbiedel

28 Auf Schwarz folgt Rot?

Im Casino versuchen wir, den Zufall auszutricksen, ihm zuvorzukommen. Rational ist das nicht, denn es kann nicht gelingen. Warum der Mensch es trotzdem versucht, hat seine Gründe.

Jörg Häntzschel

30 Fantasie aus Licht, Wasser und Beton

Megalomanie ist schon lange Teil der Kultur in Las Vegas. Früher bildete Mafiageld das Fundament der Träume. Dann kamen Immobilienentwickler und investierten verrückte Summen in gewaltige Resorts. Das Glücksspiel belohnte ihre Risikofreude meistens.

Marcus Jost im Gespräch mit Oliver Prange

46 «Es geht äusserst selten um Millionenbeträge»

Marcus Jost ist der Direktor des Casinos Zürich. Er hat sich in der Welt des Glücksspiels kontinuierlich nach oben gearbeitet und weiss genau, was ein Casino erfolgreich macht.

Sam Kov und Ryszard Pilat im Gespräch mit Oliver Prange

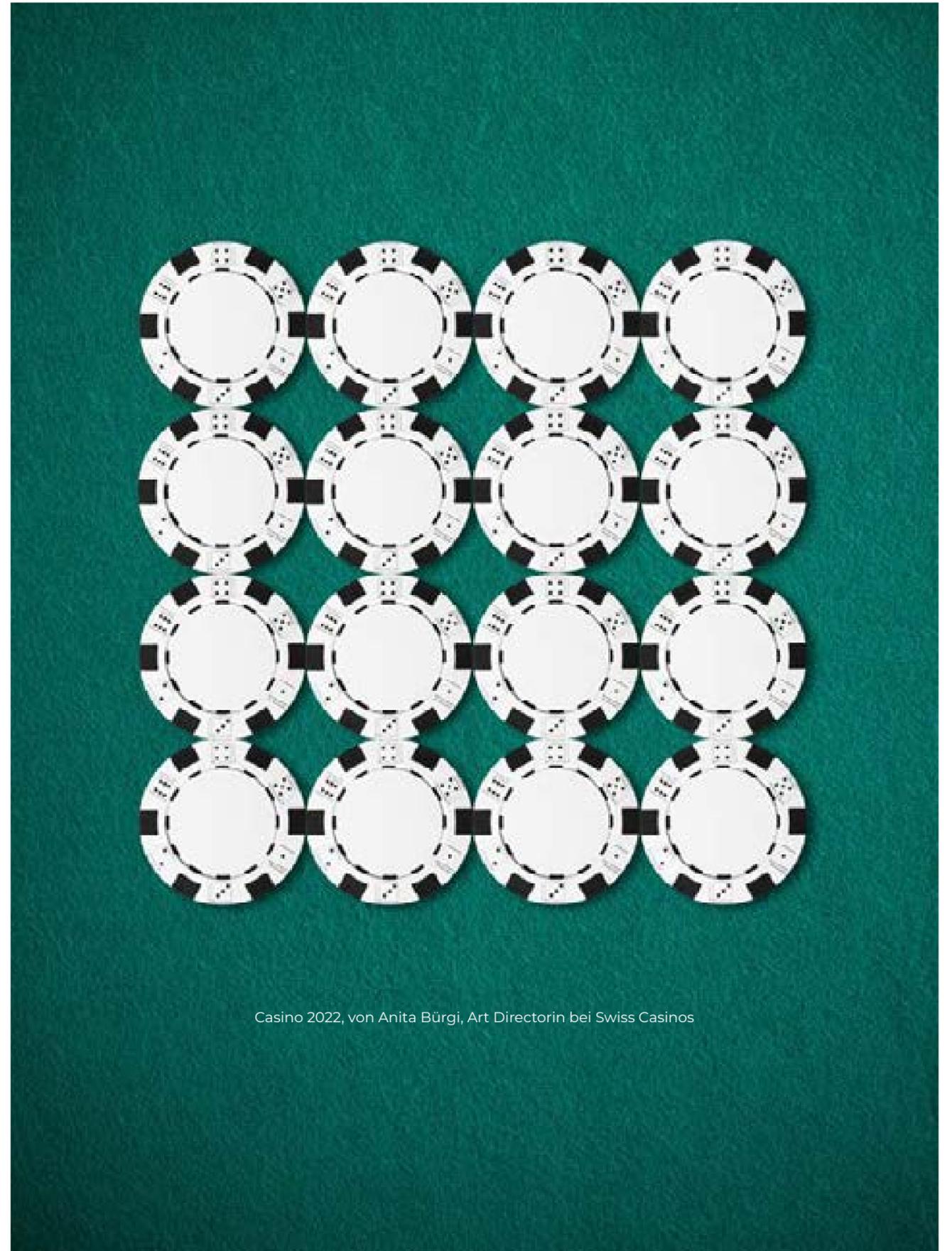
49 «Beim ersten Mal sind die Besucher mit dreissig, vierzig, fünfzig Franken zufrieden und gehen. Später wollen sie mehr»

Casinos sind in der Schweiz verpflichtet, ihre Gäste vor dem Kontrollverlust zu bewahren und die möglichen schädlichen Folgen des Glücksspiels zu mindern. Wie das geht, erzählen Sam Kov, Compliance Officer von Swiss Casinos, und Ryszard Pilat, Sozialkonzeptverantwortlicher beim Casino St. Gallen.

Christoph Boo im Gespräch mit Oliver Prange

56 «Ich erlebe schon skurrile Sachen»

Christoph Boo gehört zu den besten Croupiers Europas. 2014 und 2019 war er Schweizer Meister. Bestimmt auch, weil er geschickte Hände hat. Boo arbeitet nebenher als Kartenzauberkünstler.



Casino 2022, von Anita Bürgi, Art Directorin bei Swiss Casinos



Die Casinokultur nahm ihren Anfang Ende der 1630er-Jahre in Venedig. Da die Stadtoberen zuvor das illegale Glücksspiel auf der Strasse verboten hatten, gründeten Adlige private Klubs (*i ridotti*), um weiter zocken zu können. Auch das sah die Stadtverwaltung nicht gern, konnte aber gegen die Lust am Laster nur wenig tun. Schliesslich erlaubte sie Lotterien und Würfelspiele im eigenen Ridotto, das während des Karnevals allen zugänglich war. Die Einsätze konnten sich aber nur Adlige leisten, auch die erforderliche Kleidung; das Casino durfte man nur mit Dreispitz und Maske betreten.



Ein gern gesehener Gast auf den Bühnen in Las Vegas war Frank Sinatra. Das Bild stammt aus den späten 1950er-Jahren.

Franz Eidenbenz im Gespräch mit Oliver Prange

58 «Betroffene glauben zuerst, dass sie ein Finanzproblem haben»

Der Weg in die Spielsucht passiert oft schleichend. Der Psychologe Franz Eidenbenz weiss, wie man das Problem frühzeitig erkennen kann und was man tun muss, wenn man nicht mehr aufhören kann, sein Glück im Spiel zu suchen.

Lee Ferran

64 Immer auf die 17

James Bond verbringt in seinen Abenteuern viel Zeit in Casinos. Er ist ein erfahrener Spieler mit ausgeklügelten Strategien, die ihm satte Gewinne bescheren. Ob das auch gelingt, wenn man sein System einfach kopiert?

Fjodor Dostojewski

68 Im Fieber

Fjodor Dostojewski war spielsüchtig, verlor Unmengen an Geld in Baden-Baden, in Roulettenburg, wie er die Bäderstadt in seinem Roman *Der Spieler* nennt. Dort beschreibt er genau, in welche Abgründe das Glücksspiel führen kann, aber auch zu welchen Höhen. Wie in diesem Auszug.

André Castaigne

74 Ein Pistolenschuss ist nie zu hören

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts reiste der Maler André Castaigne nach Monte Carlo. Er traf auf Blender, Snobs, falsche und echte Adlige, gefangen in ihrer Spielsucht und dem Wunsch nach schnellem Reichtum. Und immer bedroht vom Ruin. Ein Sittengemälde.

David G. Schwartz

78 Im Auge des gefrässigen Tigers

Macau durchlief in seiner Geschichte mehrere Häutungen. Vom Fischerdorf und Kolonialstandort wurde es im Laufe des 20. Jahrhunderts zur grössten und führenden Spielothek der Welt. Wie ist das gelungen?

Paul Steelman im Gespräch mit dem *Gaming Law Journal*

90 «Ich bin ein kommerzieller Architekt»

Paul Steelman hat mit seinem Unternehmen eindrucksvolle Casinos auf der ganzen Welt gebaut. Er ist in diesem Bereich der erfolgreichste Architekt der Welt. Im Gespräch erzählt er, welche Bauwerke speziell wichtig sind und was die Besonderheiten des Casinodesigns sind.

3 Editorial
8 Bildnachweis und Impressum
98 Service und Vorschau



**Manche Träume träumt man.
Andere fährt man.**



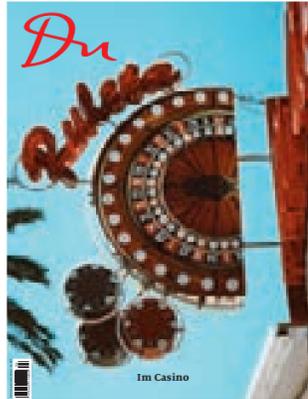
Dreamers Wanted
Mehr auf porsche.ch/dreamerswanted



PORSCHE

Du 915 – Juli/August 2022

Im Casino



Herausgeberin
Du Kulturmedien AG
Bätzibuck 5
CH-8307 Ottikon

Gründer
Arnold Kübler (1890–1983)

Verleger und Chefredaktor
Oliver Prange
oliver.prange@du-magazin.com

**Fotodirektorin und
Gesamtkomposition**
Ute Noll
ute.noll@du-magazin.com

Textchef
Benedikt Sarreiter

Korrektorat
Andrea Leuthold
Patrizia Villiger

Redaktion und Verlag
Telefon +41 79 694 17 17
redaktion@du-magazin.com
abo@du-magazin.com

Anzeigen
Telefon +41 79 694 17 17
oliver.prange@du-magazin.com

Abonnemente
Telefon +41 58 200 55 23
abo@du-magazin.com

Gestaltung und Realisation
Matthias Frei
frei – büro für gestaltung, Zürich
www.freigestaltung.ch

Druck
NEEF + STUMME GmbH
Schillerstrasse 2
D-29378 Wittingen
Telefon +49 5831 23-0

Lithografie
Prodigious Zürich
Stadelhoferstrasse 25
CH-8001 Zürich

Dank
Wir bedanken uns für die Ermöglichung
dieser Ausgabe bei Swiss Casinos.

Jahresabonnement
Schweiz CHF 160.–
Deutschland/Österreich EUR 139.–
Übriges Europa EUR 169.–
Übersee EUR 199.–

Internet
www.du-magazin.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck,
Aufnahme in Onlinedienste und Internet
sowie Vervielfältigung auf Datenträgern
nur nach vorgängiger schriftlicher Zustimmung
des Verlags. Für unverlangt einge-
sandte Manuskripte und Bilder überneh-
men Redaktion und Verlag keine Haftung.

ISBN: 978-3-907315-14-9
ISSN: 0012-6837

Du erscheint 8-mal jährlich.

TEXTNACHWEIS

Peter Henning, *Es geht um mehr als Leben und Tod*, erschienen in *Die Zeit* am 7. Februar 2012, S. 24–25; Christian Siedenbiedel, *Die Tragik von Monte Carlo*, erschienen in der *Frankfurter Allgemeinen* am 30. Juni 2012, S. 28–29; Jörg Häntzschel, *Ein Kind der Mafia*, erschienen im *NZZ Folia* am 1. August 2000, S. 30–41; Lee Ferran, *What James Bond Can Teach You About Gambling*, erschienen auf *insidehook.com* am 23. Februar 2018, S. 64–67; Fjodor Dostojewski, Ausschnitt aus *Der Spieler*, in der Übersetzung von Swetlana Geier, Fischer 2012, S. 68–71; J. André Castaigne, *At Monte Carlo*, erschienen im *Harper's Magazine* im Oktober 1902, S. 74–77; David G. Schwartz, *Gambling in Asia*, aus *Roll The Bones – The History of Gambling*, Winchester Books 2013, S. 78–85; *Gaming Law Journal*, *The Oral History of Paul Steelman*, erschienen im *Gaming Law Journal* im Juni 2019, S. 90–91.

BILDNACHWEIS

Titelbild: Unsplash; United Archives / Imago, S. 4; Diamond Images / Getty Images, S. 6 o.; The Picture Art Collection / Alamy, S. 6 u.; Michele und Tom Grimm / Alamy, S. 10–11; Getty Images Entertainment, S. 12–13; Allstar/Imago, S. 14–15; David Becker / NBC Universal / Getty Images, S. 16–17; Alamy, S. 18–19; Michael Ochs Archives / Getty Images, S. 21; United Archives / Alamy, S. 22; Joe Sohm / Getty Images, S. 25; Columbia Pictures Film / Getty Images, S. 26; Pictorial Press / Alamy, S. 28; Chris Sattlberger, S. 30–31; Helen J. Stewart Photographs / UNLV, S. 32 o.; UNLV, S. 32 u.; John Gurzinski / AFP / Getty Images, S. 33; AP/Keystone, S. 35; United Archives / Alamy, S. 36; Allstar/Imago, S. 37; Alamy, S. 39; George Rose / Getty Images, S. 41; Zuma Wire / Imago, S. 42 o.; Zoonar/Imago, S. 42 u.; Yay Images / Imago, S. 43; Ethan Miller / Getty Images, S. 44–45; Walter Bieri / Keystone, S. 46; Keystone, S. 54–55; Keystone, S. 57; Andrew Holbrooke / Getty Images, S. 60–61; Picture Alliance, S. 62–63; MGM Studios / Getty Images, S. 65; Produktion DB / Imago Images, S. 66; UIG / Imago Images, S. 69; Christoph Morlinghaus / Fotogloria, S. 70; Paula Bronstein / Getty Images, S. 72–73; John Kellerman / Alamy, S. 75; Heritage Images / Keystone, S. 77; Brent Lewin / Bloomberg Images / Getty Images, S. 79; Noppawat Tom Charoensinphon / Getty Images, S. 80–81; Sylvain Olliveira / Alamy, S. 83; Sean Hsu / Alamy, S. 84–85; Benny Marty / Mauritius, S. 86–87; Steelman Partners, S. 88–89, S. 91, S. 92–93; Getty Images, S. 94–95; AFP / Getty Images, S. 96–97

Lounge Chair & Ottoman
Design: Charles & Ray Eames, 1956
Das Original kommt von Vitra



Kaufen Sie einen Lounge Chair im neuen, Olivenbaumblatt-gegerbten
Leder und erhalten Sie ihn zum Einführungspreis.*

Erfährlich bei ausgewählten Vitra Fachhandelspartnern: Basel, ALINEA AG, Möbel Rösch AG · Belp, Probst + Eggmann AG · Bern, Anliker Home AG, Teo Jakob AG · Boudry, Meubles Rossetti SA · Chur, Abitare M. Hürimann AG, Linea r54 · Denges, Objets et Lumières · Fislisbach, Talamona Wohnbedarf AG · Frauenfeld, wohnbedarf frauenfeld gmbh · Fribourg, forme + confort · Genève, Litta SA, Teo Jakob SA · Gossau, Pius Schäffler AG · Hitzkirch, Wohn-Center Riber AG · Holziken, Ernst Wohnkonzepte · Kriens, Möbel Amrein AG · Langenthal, Bader AG Büro Design · Lausanne, Uniquement Vitre SA · Locarno, Knecht Arredamenti SA · Lugano, Dick & Figli SA · Luzern, Buchwalder-Linder AG, Waldis Büro und Wohnen AG · Mendrisio, Arredamenti Bernasconi · Morges, Moyard SA · Muttens, Hersberger AG · Näfels, casa arte GmbH · Nidau, Brechtbühl Interieur AG · Olten, INSIDE Home & Office · Pontresina, Rezzoli Designer Furniture · Porrentruy, Meubles Nicol SA · Puidoux, Batipilus SA · Rapperswil-Jona, Ambiente Einrichtungskonzepte AG · Romanshorn, GOODFORM AG · San Antonio, Delco' Mobili SA · Schaffhausen, Betz Wohn- und Bürodesign AG · Sion, L'Intemporel Mobilier Design SA · Solothurn, Alfred Wyss AG · St. Gallen, by marei Einrichtungskonzepte AG, Domus Leuchten und Möbel AG · Uster, Feurer Design Möbel · Vétroz, Anthamatten Meubles SA · Winterthur, Teo Jakob AG, Kaspar Diener GmbH, Scherrer · Zofingen, Ueli Frauchiger Design AG · Zug, Bruno Wickart AG · Zürich, bord gmbh design furniture, Hugo Peters AG, mooris.ch AG, Neumarkt 17, Rüegg-Naegeli AG, Teo Jakob AG, wohnbedarf wb AG

*Einführungsangebot gültig vom 1. November 2020 bis 31. Januar 2021. Zur Einführung des neuen, Olivenbaumblatt-gegerbten Leder (Leder Premium F) erhalten Sie dieses zum Preis des preisgünstigeren Leder Premium.

vitra.







Warren Beatty und Annette Bening als Bugsy Siegel und Virginia Hill in Barry Levinsons *Bugsy* aus dem Jahr 1991. Der Film erzählt vom Leben des Gangsters Benjamin «Bugsy» Siegel, der eine bedeutende Rolle spielte in der Entwicklung der Casinokultur in Las Vegas.

Seite 10/11:
Roulettetisch im Casino Baden-Baden.

Seite 12/13:
Der leuchtende Las Vegas Strip ist in der Nacht auch von Weitem zu sehen. Der Energieverbrauch der Stadt pro Kopf gehört zu den höchsten der Welt. Durchschnittlich hat ein Casino eine Stromrechnung von über 100 000 Dollar monatlich.





Vorhergehende Doppelseite: Casinos haben meistens auch grosse Showbühnen. Vor allem in Las Vegas. Im April 2022 fanden dort die Latin American Music Awards im Mandalay Bay Casino statt. Das Bild zeigt die kolumbianische Rapperin Goyo bei ihrem Auftritt während der Awards.

Das Flamingo gehört zu den bekanntesten Casino-Hotels der Welt. Es wurde 1946 in Las Vegas eröffnet. Anfang der 1970er-Jahre wurde es Teil der Hilton-Gruppe. Heute gehört es zum Glücksspielimperium von Caesars Entertainment. Das Hotel hat über 3500 Zimmer und ist komplett in karibischem Flair gehalten. Es wurde mehrere Male abgerissen und grösser wieder aufgebaut. Nur die ikonische Flamingofedern-Leuchtskulptur über dem Eingang, die der Künstler Raul Rodriguez Mitte der 1970er-Jahre entwarf, ist bis heute erhalten geblieben.

Casinos. Zwischen Himmel und Hölle

Lange galten die Orte des Glücksspiels als Horte der Sünde und des Lasters. Doch das waren sie nie ausschliesslich und sind es heute nur noch selten.

Text MARC BAUMANN

Als ich 2014 Direktor des Casinos Zürich wurde, schrieb mir mein damals fünfundzwanzigjähriger Sohn einen langen Brief. Er hatte gerade Dostojewskis Roman *Der Spieler* gelesen. Es ist die Geschichte von Gier, Intrigen, Schulden und auswegloser Spielsucht. Der moralische Kompass meines Sohnes schlug aus. Ich habe daraus gelernt, dass wir über Casinos reden müssen. Wenn neue Mitarbeitende in unser Unternehmen eintreten, gehört die Auseinandersetzung mit dem Image der Casinos zum Einführungsprogramm. Wie auch ich werden sie in der Familie oder im Freundeskreis mit moralischen Bedenken konfrontiert. Woher kommen diese Vorbehalte? Ein Blick zurück erzählt uns eine bewegte Geschichte.

Giacomo Casanova und die Dogen von Venedig. Der Anfang

Angefangen hat alles im Venedig des frühen 17. Jahrhunderts, damals eine mächtige, aber auch dreckige und übel riechende Stadt. Die venezianischen Nobili bewohnten Palazzi am Rande des Zentrums. Um ihre Amtstracht auf dem Weg zum Dogenpalast nicht zu beschmutzen, erwarben sie private Häuser in dessen Nähe und benutzten sie als Umkleideräume. Wegen ihrer Grösse wurden sie als Casinos bezeichnet, als kleine Häuschen. Sie eigneten sich auch hervorragend als Liebeslauben und Stätten der Geselligkeit ausserhalb der Palazzi. Der als Frauenheld in die Geschichte eingegangene Schriftsteller Giacomo Casanova wohnte zeitweise in einem dieser Casinos.

1638 erlaubte die Regierung die Einrichtung eines öffentlichen *casinò* im Palazzo Dandolo, der heute das weltberühmte Fünfsternehotel Danieli beherbergt. Damit war das erste Spielcasino geboren, wo es bald hoch herging und sich Politiker, Mäzene, Prostituierte, Musikanter und Spieler trafen, und sicher waren auch die Kirchenfürsten nicht fern. Ein Ort des Lasters. Noch heute steht das Wort *casino* im Italienischen für Bordell, während *casinò* die Spielcasinos meint.

Fjodor Dostojewski und Friedrich Schiller. Die grossen Casinos

Im 19. Jahrhundert entstanden dann die grossen Casinos, die heute noch unser Bild prägen, in Baden-Baden und in Monte Carlo. Baden-Baden war seit der Renaissance als Heilbad bekannt. Den Gästen fehlte jedoch ein attraktives Unterhaltungsangebot, und so entstanden in

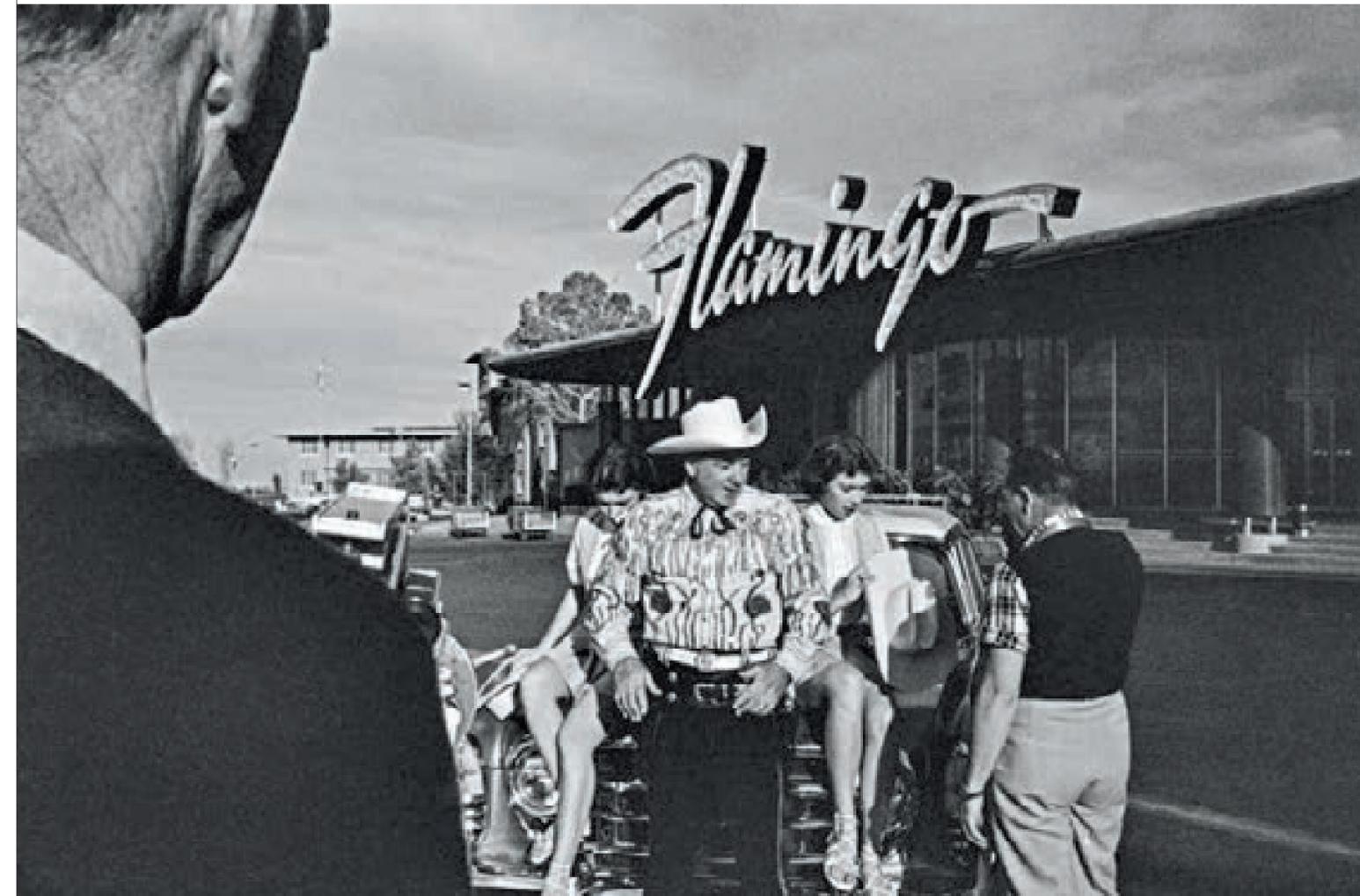
den Wirtshäusern der Umgebung kleine Nebenräume, in denen zuerst unerlaubt, ab 1748 mit Zustimmung des Markgrafen Ludwig Georg das Hasardspiel (Glücksspiel) durchgeführt wurde. Das Spiel fand immer mehr Gäste und wanderte aus den Hinterzimmern in prunkvolle Säle. Die Gewinne brachten Steuern für den Markgrafen und machten ihn reich. 1824 eröffnete dann das prächtige Casino, das Baden-Baden zur «Sommerhauptstadt Europas» werden liess, wo sich unter anderem die grossen russischen Schriftsteller Tolstoi, Gogol, Puschkin, Turgenjew und Dostojewski zusammenfanden und den Roulettetischen nicht fernblieben. Fjodor Dostojewski verfiel dem Spiel und überschuldete sich. In seinem berühmten Roman zeigt er seine Enttäuschung und seinen Hass auf die Macht, die das Spiel über ihn gewann.

Viele reagierten kontrovers auf das Glücksspiel. Nicht alle sahen darin die Leichtigkeit des Daseins, sondern beanstandeten den fehlenden Ernst des Lebens, der ihm innewohnte. Es galt als sittenwidrig und nicht als ernsthafte Beschäftigung.

Eine gewisse moralische Entlastung erhielt das Glücksspiel von unerwarteter Seite. Friedrich Schiller beschrieb in seinen Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* das Spiel als bedeutende identitätsbildende Errungenschaft. In ihm würden sich Menschen frei und ohne besonderen Zweck begegnen, und nur dort würden die Fähigkeiten der Menschen ganzheitlich hervorgebracht: «Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.»

Bugsy Siegel, Meyer Lansky und Co.

Das 20. Jahrhundert schuf eine neue Casinowelt. Mit dem Bau des Hoover-Damms für die Stromproduktion und durch die Legalisierung des Glücksspiels in Nevada war der Grundstein für das Vorbild aller Casinostädte gelegt: Las Vegas. 1941 eröffnete das erste Hotelcasino El Rancho Vegas, und mit ihm zogen Korruption und Kriminalität in der Stadt ein. In der Prohibition reich geworden, war die amerikanische Mafia ins Schmuggel-, Buchmacher- und Drogenhandelsgeschäft eingestiegen und suchte nach Möglichkeiten, das viele Geld zu waschen. Es war die Stunde von Männern wie Bugsy Siegel, Meyer Lansky



Entertainer vor dem Flamingo, dem legendären Casino und Hotel in Las Vegas, Mitte der 1950er-Jahre.



Las Vegas Strip, 1962.

oder Moe Sedway, die schon ein Jahr nach dem ersten Casino in Las Vegas auftauchten, Casinos wie das *Flamingo* eröffneten und eine unheilvolle Goldgräberstimmung schufen. Bis in die 1960er-Jahre kontrollierte die Cosa Nostra aus Chicago und Miami die meisten Casinos, während die Bundesbehörden erfolglos gegen Geldwäscherei, Korruption und kriminelle Machenschaften kämpften. Der Ruf der Casinos war dahin.

Was in Vegas passiert, bleibt in Vegas

Las Vegas ist zur grössten Entertainmentstadt der Welt geworden. Noch heute wird Bugsy Siegel zitiert: «*Las Vegas turns women into men and men into idiots.*» Sie ist die Hauptstadt der Unterhaltung, die Stadt der glitzernden Fassaden und Shows. Nichts ist echt, vieles Fake, alles überdreht und überzeichnet. Die Stadt erschöpft uns durch ihr Licht, den Lärm und die Dynamik des rauschenden Konsums. Und trotzdem fasziniert Las Vegas.

Ernsthafte Menschen, die sich um die Zukunft der Menschheit sorgen, verzweifeln ob dieses schieren Übermuts und der unbekümmerten Ausgelassenheit, die uns an jeder Ecke begegnet. Las Vegas ist jenseits dieser Welt, Las Vegas braucht es nicht, würden sie sagen. In ihrer gigantischen Dimension übersteigt die Stadt unser Verständnis für das, was Schiller mit dem Spiel meinte. Und doch, für ein paar Tage eintauchen in diese Welt, sich durch die Casinos treiben und den Ernst des Tages hinter sich lassen. Es ist wie eine Katharsis. Geläutert kehren wir zurück, dankbar für die stabilisierende Normalität, die uns zu Hause umgibt.

Und dann kam das Spiel in die Schweiz

Erinnern wir uns an die Spielsalons der 1980er- und 1990er-Jahre und an die Spielautomaten in den Restaurants, wo Menschen stundenlang ihr letztes Geld einwarfen. Es war ein trauriger Anblick, der heftigen Widerstand in der Bevölkerung auslöste. Initiativen wurden ergriffen und Spielsalons verboten. Gleichzeitig wurde die Diskussion um Casinos neu aufgenommen, und 1993 wurde das Spielbankenverbot in einer Volksabstimmung aufgehoben, 2002 die ersten Casinos eröffnet. Nach den Erfahrungen mit den Spielsalons galt jetzt ein strenger Spielerschutz.

Casinos haben gelernt und sind in der Schweiz etabliert. Sie haben in den zwanzig Jahren einen Beitrag von rund 7,3 Milliarden Franken an die AHV und die Öffentlichkeit geleistet und pflegen einen wirkungsvollen Spielerschutz. 2019 haben die Casinos 4,7 Millionen Besuche registriert, was sie zu einem wichtigen Pfeiler des Unterhaltungsangebots macht.

Es wird immer Menschen mit einem problematischen Spielverhalten geben. Genauso wie andere Menschen Probleme mit Alkohol haben oder der Kaufsucht verfallen. Wir haben die lasterhaften Casinos in Venedig überwunden, genauso wie die unkontrollierten Spiele des 19. Jahrhunderts, als ganze Familien ruiniert wurden. Und nicht zuletzt haben wir den kriminellen Machenschaften in Las Vegas Einhalt geboten. Heute sind die Casinos in der Schweiz ein Ort der Unterhaltung, wo Menschen sich treffen und gemeinsam einen Abend verbringen.

Menschen lieben das Spiel, den Wetteinsatz. Wir spielen Lotto, Monopoly, frönen dem Samschtigs-Jass oder privaten Pokerturnieren. Viele spielen mit vollem Einsatz und allen Emotionen. Dann sind sie ganz bei sich.

Marc Baumann, 1957 geboren, ist diplomierte Betriebsökonom mit einem internationalen MBA der Universität Salzburg. Er war Stabschef des Stadtpräsidenten von Zürich, kaufmännischer Direktor am Schauspielhaus Zürich und Gesamtleiter des Theaters Winterthur, bevor er 2014 zu Swiss Casinos wechselte, wo er heute als CEO tätig ist. In seiner Freizeit betreibt er mit seiner Frau im Jura eine Whisky-Destillerie.

«Am Spieltisch geht es um das Heiligste, was wir Menschen kennen»

Der Hasardeur, der Zocker, der wahre Spieler. Im Casino trifft man auf verschiedene Typen, die ihr Glück im Zufall suchen. Michael Kohtes erklärt, was sie ausmacht.

MICHAEL KOHTES im Gespräch mit PETER HENNING

Sind Sie ein Spieler, Herr Kohtes? Wann waren Sie zuletzt in der Spielbank? Jeder Mensch ist ein Spieler! Die Frage ist immer, inwieweit man seinen Spieltrieb auslebt. Ich tue dies mit schöner Regelmässigkeit, vornehmlich in einem dieser altehrwürdigen Casinos.

Was reizt Sie an der Figur des Hasardeurs, Sie haben ihr ja ein ganzes Buch gewidmet?

Der Hasardeur, im ursprünglichen Wortsinn, setzt sich selbst aufs Spiel. Im Gegensatz zum Bürger ist er ein Fatalist des Zufalls, der sich lieber dem Augenblick hingibt, als sein Leben zu planen, geschweige denn zu meistern. Der Hasardeur widersetzt sich den Imperativen bürgerlicher Vernunftkultur und feiert die Verschwendung, mitunter bis zur Selbstverschwendung. Das macht ihn als Figur ungleich faszinierender als den braven, nach Piepen und Prestige strebenden Durchschnittsmenschen.

Was macht den wahren Spieler aus im Vergleich zum sogenannten Sonntagsspieler, der am Wochenende mal hundert Euro verzockt?

Der authentische Spieler spielt nicht, um zu gewinnen. Er kann binnen Stunden ein Vermögen anhäufen und wird doch nichts anderes damit anstellen, als es an den Zufall zurückzuwerfen. Anders als den Sonntagsspieler interessiert ihn Geld nur in dem Masse, wie er damit seine Spiellust befriedigen kann.

Was sucht der Zocker im Spieltempel?

Der Zocker, also der auf den Geldgewinn fixierte Dauerspieler, träumt vom grossen, alle Ketten sprengenden Coup. Eine Illusion, aus der ihn letztlich nur der eigene Bankrott reissen kann.

Wie weit würde er gehen, um seine Spiellust zu befriedigen?

Es ist paradox, aber indem der Zocker seine Einsätze bis zum Äussersten steigert, fordert er unbewusst seinen Untergang heraus. Er muss erst alles, wirklich alles verzockt haben, um jene Katharsis zu erleben, die eben nur der finanzielle Zusammenbruch bewirkt.

Reichen die Lust und die Sucht am Spiel eigentlich zurück bis zu den Anfängen des Menschen selbst?

Der habituelle Glücksspieler gehört zur Familie der Spieler, die aus ihrer Passion eine Dauerbeschäftigung gemacht haben. Was ihn von seinen Artgenossen, sagen wir Musiker, Tennis-, Schau- oder Schachspielern, unterscheidet, ist nicht zuletzt sein schlechtes Image. Das

wiederum ist kulturell geprägt. In der höfischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts galt die Glücksspielerei noch als ein nobler Zeitvertreib, während sie dem Bürgertum als lasterhaft, ja sittenwidrig erscheint. Tatsächlich wurde zu allen Zeiten – und allen Restriktionsversuchen zum Trotz – gespielt, gezockt, gewettet. Dieser Impuls wurzelt in unserer Triebstruktur. Nicht zufällig identifizieren wir den Zweibeiner als Homo ludens. Am Spieltisch geht es um das Heiligste, was die Menschen kennen, das über alles geliebte und vergötterte Geld! So erklärt sich übrigens auch die andächtige Stille, die in den Spieltempeln herrscht. Das Wissen um die zerstörerische Kraft des Geldes flösst der Casinogemeinde Respekt ein, weshalb sie ihre Spielkulte auch immer mit dieser weihvollen Ernsthaftigkeit praktiziert.

Wovon träumt der «wahre Spieler»? Vom Gewinn aller Gewinne oder davon, bis ans Ende seiner Tage flüssig zu sein, um spielen zu können?

Anders als der Zocker liebt der wahre Spieler das Spielen an sich, so wie ein Dichter die Sprache um ihrer selbst willen liebt. Der wahre Spieler findet sein Glück nicht im Gewinn, es sei denn im Gewinn von Spielzeit. Darum möchte er nach seinem Tod auch nicht in den Himmel kommen, sondern ins Casino.

Gibt es so etwas wie eine Königsdisziplin beim Spielen?

Das Roulette. Das königliche Spiel von mathematischer Herkunft, wie man es genannt hat. Das Roulette, das sich übrigens dem Erfindergeist des Philosophen und Mathematikers Blaise Pascal verdankt, repräsentiert den Zufall in seiner reinsten Form. Hinzu kommt, dass es dem Spieler nicht nur eine einfache Gewinnchance eröffnet, wie etwa Karten- oder Würfelspiele, sondern ihm die Freiheit lässt, den Wetteinsatz auf viele Chancen zu verteilen. Das erhöht nicht nur die Spannung, sondern fördert zugleich das wahrscheinlichkeitstheoretische Denken.

Was unterscheidet den kultivierten Spieler vom banalen, windigen Betrüger, der manipuliert, um sich zu bereichern?

Dem klassischen Spieler sind die Entscheidungen des Zufalls heilig. Er würde nie das Geld anderer Leute aufs Spiel setzen, wie etwa der Börsenzocker. Ein Gentleman-Spieler ruiniert sich auf eigene Rechnung. Ausserdem hat er eine innige Beziehung zur Spielstätte, er braucht das stimulierende Flair einer prunkvollen Roulettebank, um seiner Leidenschaft zu frönen. Das heisst, von Online-Casino und digitalem Wettbüro hält dieser Spielfreund wenig.



Ein Raum voller Slotmaschinen im Rio, einem Casino in Las Vegas.

Was verbirgt sich im wahren Spieler? Eine Art Sisyphos, der Freude daran hat, die Kugel immer wieder in den Roulettekessel fliegen zu sehen? Oder doch eher eine getriebene Gestalt, die schmerzlich gefesselt ist an ihr Laster? Beides. Der Spieler, der ins Casino geht wie andere ins Büro, kann sich das Spielen ebenso wenig abgewöhnen wie das Atmen. In der Tat hat diese Passion, mit der hier einer wieder und wieder sein Glück versucht, etwas Sisyphoshafte. Denn wer spielenderweise die Anstrengung unternimmt, die Macht des Zufalls zu bezwingen, kann auf Dauer nur verlieren. Von daher lässt sich die Spieleidenenschaft als ein Sinnbild für die Absurdität unseres Daseins lesen.

Die Liste prominenter Spieler ist lang. Gibt es einen, der Ihnen persönlich besonders imponiert oder imponiert hat, und wenn ja, weshalb?

Von William Jones alias Canada Bill, der als Berufsspieler den Wilden Westen bereiste, wird berichtet, dass er einmal siebzig Stunden ununterbrochen spielte. Er war kein Zocker, sondern ein Hasardeur reinsten Wassers, der für eine Partie Poker sein letztes Hemd gegeben hätte. Einmal spielte er in einem Kaff am Mississippi und war gerade dabei, eine Menge Geld zu verlieren, als ein Freund ihm ins Ohr flüsterte: «Bill, merkst du denn gar nicht, dass hier mit gezinkten Karten gespielt wird?» – «Doch», gab Bill zurück, «aber es ist das einzige Spiel am Ort.» In solchem Verhalten zeigt sich der wahre Spieler, der noch auf das Wagnis hin, alles zu verlieren, mit trotziger Heiterkeit weiterspielt.

Müssen wir uns den «wahren Spieler» am Ende des Tages als glücklichen oder unglücklichen Menschen vorstellen?

Das Spiel gegen den Zufall vermag ein Menschenherz auszufüllen. Insofern müssen wir uns den Spieler als einen glücklichen Menschen vorstellen.

Michael Kohtes, 1959 auf Gut Rosauel bei Köln geboren, studierte Germanistik und Geschichte in Bonn, Paris und Zürich. Er arbeitete als Literaturkritiker für *Die Zeit* und andere Medien. Seit 1990 ist er Redaktor und Moderator für verschiedene Kultursendungen des Westdeutschen Rundfunks. Kohtes hat mehrere Bücher geschrieben, darunter *Va Banque – Über Glücksspieler und Spielerglück* [2009] oder *Nachtleben – Topographie des Lasters* [1994].

Peter Henning, 1959 in Hanau geboren, studierte Germanistik und Philosophie in Frankfurt am Main. Nach dem Studium arbeitete er als freier Journalist und war Leiter des Literaturreports bei der *Weltwoche*. Seit 2015 unterrichtet er als Lehrbeauftragter der Universität Köln Kreatives Schreiben. Henning hat zahlreiche Romane geschrieben, darunter *Die Tüchtigen* [2019] und *Die Tote von Sant Andreu* [2020].



Ursula Andress als Vesper Lynd in der ersten Verfilmung von Ian Flemings Roman *Casino Royale* aus dem Jahr 1967. Eine weitere Verfilmung des Buches kam 2006 noch einmal als 21. offizieller James-Bond-Film in die Kinos.

Auf Schwarz folgt Rot?

Im Casino versuchen wir, den Zufall auszutricksen, ihm zuvorzukommen. Rational ist das nicht, denn es kann nicht gelingen. Warum der Mensch es trotzdem versucht, hat seine Gründe.

Text CHRISTIAN SIEDENBIEDEL



Sharon Stone als Edelprostituierte Ginger McKenna in Martin Scorseses *Casino* aus dem Jahr 1995.

Am 18. August 1913 gab es in Monte Carlo ein bemerkenswertes Ereignis. Im legendären Spielcasino, in dem sich die Oberschicht halb Europas in Frack und Abendgarderobe ein Stelldichein gab, landete die Kugel des Roulettes stolze sechsundzwanzig Mal hintereinander auf Schwarz. Ungefähr nach dem fünfzehnten oder sechzehnten Mal soll es in der erlesenen Spielerschar zu geradezu «chaotischen Zuständen» und «ungezügelterm Setzen» gekommen sein, wie glaubhaft überliefert ist: Immer mehr Hinzukommende wollten auf Rot setzen, weil sie glaubten, irgendwann müsste diese Serie doch ein Ende haben. Einige waren davon sogar so überzeugt, dass sie alles setzten und kein Geld mehr hatten, als in der siebenundzwanzigsten Runde endlich Rot kam. Das Casino verdiente an diesem Tag Millionen. Die Spieler damals machten einen Denkfehler, der unter dem Namen Gambler's Fallacy (Spielerfehlschluss) in die Wissenschaft eingehen sollte: die Annahme, dass die Frage, wie oft Schwarz schon dran gewesen ist, irgendeinen Einfluss darauf haben könnte, welche Farbe als Nächstes an die Reihe kommen wird.

Bei vernünftigem Nachdenken (oder unter Zuhilfenahme der mathematischen Wahrscheinlichkeitstheorie) kommt man nämlich zu dem Schluss: Bei einem idealen, nicht manipulierten Roulette ist es vor jeder Runde exakt gleich wahrscheinlich, dass Rot oder Schwarz gewinnt. Unabhängig davon, welche Farbe in der vorhergehenden Runde dran gewesen ist. Die Ereignisse sind nämlich unverbunden – und nicht voneinander abhängig. Doch die Intuition lenkt die Menschen offenkundig in die falsche Richtung. Fjodor Dostojewski beschreibt das in seinem 1867 (also schon vor Monte Carlo) erschienenen Roman *Der Spieler* als typischen Anfängerfehler. «Man könnte ja zum Beispiel glauben, dass nach sechzehn Mal Rot nun beim siebzehnten Mal sicher Schwarz kommen werde. Auf diese Farbe stürzen sich die Neulinge scharenweise, verdoppeln und verdreifachen ihre Einsätze – und verlieren in schrecklicher Weise.»

Dahinter scheint ein Grundproblem des menschlichen Denkens zu stecken: Unser Gehirn kann mit dem reinen Zufall nicht gut oder sogar überhaupt nicht umgehen, wie die Neurobiologie festgestellt hat. Das Gehirn möchte Muster erkennen: In willkürlichen Wolkengebilden sieht es Tierfiguren – und in Tintenklecksen allerhand Gestalten. Das Gehirn möchte kausale Zusammenhänge auch in die willkürliche Abfolge von Roulettezahlen bringen. Und gerade dieser Versuch des Gehirns, Rationalität in die zufällige Entwicklung zu bringen, führt bei den Spielern zu irrationalem Verhalten.

Die Wissenschaftler Amos Tversky und Daniel Kahneman haben das 1971 als Cognitive Bias, als grundsätzliche Tendenz zur gedanklichen Fehleinschätzung im Umgang mit Wahrscheinlichkeiten identifiziert. Die Menschen in Monte Carlo hatten vermutlich noch nicht erlebt, dass nach so vielen Malen Schwarz noch einmal Schwarz kommen kann. Deshalb neigten sie dazu, die Wahrscheinlichkeit für geringer zu halten, als sie tatsächlich war. Repräsentativheuristik nennen die Psychologen diese Methode des Gehirns, Wahrscheinlichkeiten für künftige Fälle aus Erfahrungen in der Vergangenheit zu konstruieren. Sie führt schnell in die Irre, wenn die Fälle ein wenig trickreich sind.

Anspruchsvoll für unser Gehirn ist der Roulettefall deshalb, weil es ganz langfristig natürlich schon so ist, dass sich der Anteil der Runden, in denen Rot kommt, dem Anteil von Schwarz immer mehr annähert. In unendlich langen Reihen wird sich die relative Häufigkeit von Ereignissen der Wahrscheinlichkeit ihres Eintreffens anpassen, wie der Mathematiker Richard von Mises festgestellt hat.

Doch die Annahme, auch in einer kleinen Stichprobe werde man diese Entwicklung beobachten können, führt in die Irre. Erst recht lässt sich aus der Tatsache, dass langfristig Rot und Schwarz annähernd gleich verteilt sind, für eine einzelne Runde nicht ableiten, dass nach mehrmaligem Schwarz nun Rot kommen müsse, damit die Gleichverteilung gewahrt bleibt. «Maturität der Chancen» nennen Wissenschaftler diesen Fehlglauben, dass bei einer vorgegebenen Wahrscheinlichkeit von zwei Ereignissen nach einigen Malen des Eintretens des einen Ereignisses das andere irgendwie «reif» oder «dran» sei.

Geht man eine Ebene höher und fragt danach, was denn jenseits der mathematischen Wahrscheinlichkeitstheorie eigentlich der Zufall ist, dann wird es allerdings noch ein klein wenig komplizierter. Philosophen seit Aristoteles haben sich damit beschäftigt – und die Meinungen gehen auseinander. Wie kann es überhaupt Zufall geben, wenn alles in der Welt den Naturgesetzen folgt? Albert Einstein meinte: «Das, wobei unsere Berechnungen versagen, nennen wir Zufall.» Für das Roulette bedeutet das: Auch die Kugel entzieht sich nicht den Naturgesetzen. Natürlich gibt es Gründe dafür, warum die Kugel an einer bestimmten Stelle liegen bleibt. Wenn man alle Kräfte kennen würde, die auf die Kugel einwirken, sowie die exakte Beschaffenheit von Kugel, Luft und Roulette, könnte man vermutlich physikalisch berechnen, welchen Weg die Kugel nehmen wird. Das ist nur in der Praxis schwer umsetzbar. Möglicherweise könnte einem auch der freie Wille des Croupiers, der die Kugel anstößt, einen Strich durch die Rechnung machen. Jedenfalls ersetzt das Gehirn bei Gambler's Fallacy die rationale Vorhersage, wo die Kugel liegen bleiben wird, auch deshalb durch eine irrationale («Jetzt müsste doch mal wieder Rot kommen»), weil die rationale viel zu komplex wäre.

Immerhin ist es bei einem echten Roulette (anders als bei einem idealen in der mathematischen Wahrscheinlichkeitstheorie) durchaus nicht ausgeschlossen, dass es kleine Unebenheiten gibt, die nicht alle Zahlen exakt gleich wahrscheinlich machen. Casinos tauschen deshalb die Zylinder der Roulettegeräte regelmässig aus. Es gibt nun Spieler, die sich alle Zahlen eines Roulettes aufschreiben, um zu beobachten, welche häufiger auftauchen als andere. Anders als 1913 in Monte Carlo setzen sie dann aber auf jene Zahlen, die besonders oft kamen: Sie glauben nicht, dass der Eintritt eines Ereignisses dergestalt auf künftige Ereignisse einwirkt, dass es dann seltener auftaucht; vielmehr rechnen sie mit ungleich verteilten Wahrscheinlichkeiten. Das ist rationaler. Aber auch diese Strategie ist selten von Erfolg gekrönt, angesichts der Vielzahl unterschiedlicher Einflüsse auf die Roulettekugel. Was kann man etwa als Anleger von den Erfahrungen beim Roulette lernen? Aktienkurse verlaufen zwar nicht rein zufällig, dahinter steht schliesslich auch die Entwicklung von Unternehmen. Trotzdem ist ein Fehlschluss wie im Casino möglich: Wenn Anleger glauben, ein Kurs müsse sinken, nur weil er schon lange gestiegen ist (sie sprechen von «fälliger Kurskorrektur»), dann könnte es sein, dass sie der Gambler's Fallacy erliegen.

Christian Siedenbiedel, 1969 in Vechta geboren, studierte Volkswirtschaftslehre an der Universität in Köln und machte eine Ausbildung an der Kölner Journalistenschule. Seit 1996 ist er Redaktor bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und seit 2015 Mitglied der Finanzredaktion.



Fantasie aus Licht, Wasser und Beton

Megalomanie ist schon lange Teil der Kultur in Las Vegas. Früher bildete Mafiageld das Fundament der Träume. Dann kamen Immobilienentwickler und investierten verrückte Summen in gewaltige Resorts. Das Glücksspiel belohnte ihre Risikofreude meistens.

Text JÖRG HÄNTZSCHEL

Las Vegas von oben. Vorne links das Hotel-Casino Bally's, das 1980 bei einem Brand sehr stark zerstört, aber innerhalb von acht Monaten wieder aufgebaut wurde. Dahinter, rosa leuchtend, das Flamingo und weiter hinten der Caesars Palace. Beide liegen am berühmten Strip.

Der *Arizona Club* in Las Vegas im Jahr 1906. Der Saloon stand im berühmten Rotlichtviertel der Stadt, das heute als Geburtsort des Glücksspiels in Nevada gilt.



So sah Las Vegas im frühen 20. Jahrhundert aus. Das Bild wurde vom Dach des *Arizona Club* aufgenommen. Das grössere Haus im Hintergrund war der Bahnhof der damals noch kleinen Siedlung.



Ein Foto von 1906: Auf der Veranda des *Arizona Club*, einer grob zusammengeagelten Bretterbude, steht eine Reihe von Männern in schwarzen Westen, die mit leerem Blick in die Kamera starren. Links eine Hütte im Sand: *The Gem*, rechts der *Red Onion Club*, über den Männern der Schriftzug *Headquarters for Fully Matured Reimported Straight Whiskey*. Hier, in Block 16 des Bahnarbeitercamps Las Vegas, wird eben die grösste Vergnügungsmetropole der Welt geboren.

Die Gründungsgeschichte von Las Vegas ist eine Serie von Pleiten. Mitte des 19. Jahrhunderts hofften Goldsucher, die zu spät an die Westküste gekommen waren, vergeblich, hier doch noch reich zu werden. Die Farmer Conrad Kiel und Archibald Stewart versuchten es auf den stark alkalihaltigen Böden mit Landwirtschaft. 1884, zwei Jahre nachdem sich die Stewarts niedergelassen hatten, wurde der Farmer auf der Kiel-Ranch erschossen. Sechzehn Jahre später fand Helen Stewart am selben Ort die Leichen der beiden Söhne Kiels. Erst mit dem Eisenbahnbau Anfang des 20. Jahrhunderts kam das Glück nach Las Vegas. Es verliess die Stadt nicht mehr.

Pferdewagen auf dem Weg von Salt Lake City nach Los Angeles hatten seit Langem hier haltgemacht. Las Vegas – zu Deutsch: die Wiesen – besass die weit und breit einzige Quelle. Am 15. Mai 1905 brachten Sonderzüge Spekulanten und Financiers zur Landverstei-

gerung in die Wüste. Am Abend waren die Parzellen verteilt und die Stadt geboren, zumindest auf dem Reissbrett und in den Köpfen derer, die hofften, sie könnten in Las Vegas die ganz grossen Dollars machen. Millionen sollten ihnen folgen. Las Vegas war die Stadt der haltlosen Männer, der Verzweifelten und der Weggelaufenen. Und in Block 16, dem Rotlichtviertel, hielt sie ihre Zuwanderer bei Laune. In anderswo eben ausgemerzten Lastern entdeckte Las Vegas, das die Entwicklung vom Wildwestkaff zur halbwegs zivilisierten Stadt mit fünfzig Jahren Verspätung durchmachte, seine Marktlücke. Auf ihnen gründete sein erster und bis heute einträglichster Industriezweig: das Glücksspiel.

Doch der Durchbruch kam erst 1928 mit dem Beschluss, den Colorado River mit einem gewaltigen Damm zu stauen. Es war das grösste Bauprojekt seit dem Panamakanal. 1931 war nicht nur das Jahr, in dem im dreissig Meilen von Las Vegas entfernten Boulder City die Arbeit begann, es war auch das Jahr, in dem der Staat Nevada das Glücksspiel endgültig legalisierte. Allabendlich kamen nun die Arbeiter von der Baustelle nach Las Vegas, um dort mit ihrem Lohn auf den Putz zu hauen. Prostitution und Blitzscheidungen gehörten ebenfalls zu den Attraktionen. Im Zweiten Weltkrieg machte Washington Las Vegas erneut ein Geschenk. Aus Sicherheitsgründen wurden



In Las Vegas hat man keine Hemmungen, Gebäude abzureissen. Auch Häuser, die einmal legendär waren, wie etwa das 1952 errichtete *Sands*, in dem Frank Sinatra und sein Rat Pack aufregende Konzerte gegeben hatten. 1996 wurde es kontrolliert gesprengt und machte Platz für das *Venetian*.

wichtige Industrien und Armeebasen von den Küsten ins Landesinnere verlegt. Das von wertlosem, unbesiedeltem Land umgebene Las Vegas bekam eine Magnesiumfabrik und eine Air-Force-Trainingsbasis. Dennoch stand das Nest in der Wüste mit seinen Kaschemmen weiterhin im Schatten von Los Angeles mit seinem blühenden Nachleben, den Stars, dem Glamour und seiner korrupten Polizei. Auch am Sunset Boulevard mussten die Spieler sich nicht verstecken. Das änderte sich, als der Reformer Fletcher Bowron 1938 zum neuen Bürgermeister von L. A. gewählt wurde. Die lustigen Zeiten in der verfilzten Metropole waren vorbei. Einer der Ersten, die aus der Stadt flohen, war Guy McAfee. In L. A. liess er eine Karriere als illegaler Casinobetreiber und Kommandant der für Glücksspiel zuständigen Polizeieinheit in Personalunion hinter sich. In Las Vegas fing er neu an.

Heute stehen am Strip viele der grössten amerikanischen Hotels; Anfang der 1940er-Jahre gab es hier nicht mehr als ein paar Tankstellen. Der *Meadows Club*, das Casino, mit dem der frühere Bootlegger Tony Cornero eine Vorahnung des kommenden Glanzes in das leere Land vor der Stadtgrenze brachte, schloss 1936 schon wieder. McAfee aber ahnte, dass seine Kunden von der Westküste die beschwerliche Fahrt durch die Wüste bald gern auf sich nehmen würden. Er kaufte den *Pair O'Dice Club* und nannte die Ausfallstrasse nach L. A. den Strip.

Mobster-Welt

Einer der Gründungsmythen von Las Vegas geht so: Benjamin «Bugsy» Siegel, eine Unterweltgrösse aus New Yorks Lower East Side, ein gut aussehender Mafioso mit viel Geld und zwölf Leichen auf dem Konto, wollte sich beruflich verändern und kam nach Las Vegas. Mit seiner Freundin Virginia Hill stand er an der Landstrasse, sah die schabigen Klitschen und hatte eine Vision, die Las Vegas für immer verändern sollte: Er sah eine Oase in der Wüste, einen Garten des Luxus und des Vergnügens, der den Autofahrer nach sechs Stunden im Staub unwiderstehlich anziehen würde. Eine Fata Morgana, die beim Näherkommen nicht verschwinden würde. Ihr Name: *Flamingo*. Der Gangster als Prophet und Gründervater: Sin City liebte diese Geschichte. Wen kümmerte es, dass sie mit der Wirklichkeit nichts zu tun hatte? Nicht als Gamblingvisionär kam Siegel nach Las Vegas, sondern als Vertreter des Transamerica Wire Service, der Rennergebnisse im Land verbreitete und hinter dem das Capone-Syndikat stand.

Es war Billy Wilkerson, der Gründer des *Hollywood Reporter*, der Las Vegas aus seiner nostalgischen Wildwest-Fixierung befreite. Statt roher Balken und gekreuzter Flinten, mit denen die Spielhallen in Las Vegas eine Vergangenheit feierten, die dort nie stattgefunden hatte, schwebte ihm ein chromglänzender, moderner Hollywood-Nightclub

in der Wüste vor. Nur fehlte ihm das Geld, um sich seinen Traum zu erfüllen. Erst jetzt betrat Bugsy Siegel, der sich schon downtown als Investor hervorgetan hatte, die Bühne. Über Strohmänner kaufte er sich 1945 beim bankrotten Wilkerson ein, nur um wenig später die Kontrolle über das *Flamingo* an sich zu reißen. «*We only kill each other*», beruhigte Siegel einen seiner Geschäftspartner auf der Baustelle, der sich Siegels Hintergrund wegen Sorgen machte.

Der Satz wurde für Siegel bald blutige Realität. Am Ende des Krieges eine luxuriöse Hotelanlage in den Sand zu stellen, war nicht ganz einfach, zumal wenn man keine Ahnung vom Bauen hatte. Statt der geplanten einen Million Dollar verschlang das *Flamingo* deren sechs. Siegels Mafia-Financiers von der Ostküste wurden ungeduldig. Ihre Drohungen im Nacken, eröffnete Siegel das *Flamingo* Ende 1946, bevor es fertig war, und feilte dann noch drei Monate daran. Doch die geheimen Ausgänge und der bereitstehende Fluchtwagen im Keller halfen ihm nicht. Am 20. Juni 1947 wurde er in der Villa seiner Geliebten in Beverly Hills erschossen.

Das *Flamingo*, das sofort nach der Übernahme durch Siegels Mafiafreunde enorme Profite abwarf, markierte den Einzug der Moderne am Strip. Doch das Prinzip des Hotel-Resorts hatten sechs Jahre zuvor die Erbauer des *El Rancho Vegas* erfunden: Ein Pool, der



Gäste beim Roulette im *Flamingo*, 1955.

volt
by Vontobel

Wie bringt man 300 Experten in 1 App?

volt

Die Investment App von Vontobel
Private Banking Reloaded 

Empfohlen ab
CHF 25 000



volt.vontobel.com

Die auf dieser Anzeige angebotenen Informationen und/oder Unterlagen entsprechen Marketingmaterial gemäss Art. 68 des Schweizer FIDLEG und dienen ausschliesslich zu Informationszwecken. Die auf dieser Anzeige angebotenen Produkte, Dienstleistungen, Informationen und/oder Unterlagen sind Personen mit Wohnsitz in bestimmten Ländern möglicherweise nicht zugänglich. Bitte beachten Sie die geltenden Verkaufsbeschränkungen für die entsprechenden Produkte oder Dienstleistungen.

die Autofahrer von der Strasse lockte, bequeme Parkplätze, ein schummriges Casino, ein Hotel, das die Gäste ans Casino band, eine Showbühne und schliesslich ein illuminiertes Wahrzeichen, das die Ödnis der Anlage vergessen machte – dieses Erfolgsmodell bewährt sich in Grundzügen bis heute. Engagiere die Andrews Sisters oder Sammy Davis Jr., flieg aus Hollywood Cary Grant und Doris Day herüber und dreh die Klimaanlage auf bis zum Anschlag – alles, was zu tun bleibt, ist, das Geld zu zählen.

Die frühe Glanzzeit von Las Vegas begann. In der Fremont Street am Bahnhof mochte noch so viel Neon leuchten – ganz legte die «Glitzerschucht» ihr zweifelhaftes Image nie ab. Der Strip hingegen wurde der helle und moderne *place in the sun*. Im gleissenden Licht verschwanden selbst die grössten Sünden. Las Vegas hatte sein Potenzial als Sehnsuchtsort für das Amerika der 1950er-Jahre erkannt, als Hollywoodfantasie aus Licht, Wasser und Beton. Ob mit Prominentenhochzeiten oder -scheidungen, Bikinipoker im Pool oder oberirdischen Atombombentests, der «grössten Touristenattraktion seit der Erfindung des Spielautomaten»: Las Vegas wurde mit seinem Image des schrillen und fantastisch unmoralischen Paralleluniversums berühmt. Die Hotels eröffneten in rascher Folge: das *Desert Inn*, das *Sahara*, das *Tropicana*, das *Dunes*, das *Sands*. Stars wie Frank Sinatra,

Dean Martin oder Jerry Lewis richteten sich mit monatelangen Engagements am Strip ein. Schliesslich tauschte sich dessen Bevölkerung alle paar Tage aus.

Bugsy Siegel mag seinen Ruhm als Vegas-Visionär nicht verdienen, doch seine Finanzierungsmodelle wurden jahrzehntelang nachgeahmt. Er war die prominenteste von vielen Unterweltfiguren, die in Las Vegas einen Ort sahen, an dem sich ohne hässliches Blutvergiesen viel Geld machen liess. Obwohl das Gambling legal, als Industriezweig fest etabliert und äusserst profitabel war, wollten die grossen Banken und Hotelkonzerne nichts damit zu tun haben. Den Abenteurern und Amateuren, die das frühe Las Vegas bauten, blieb nichts anderes übrig, als die Kredite zu akzeptieren, die ihnen die Mobster anboten. Die wiederum bedienten sich dazu bei den Pensionskassen der von ihnen kontrollierten Fernfahrergewerkschaften. Die Darlehen waren an die Auflage geknüpft, dass wichtige Posten in den Casinos mit eigenen Leuten besetzt würden, die die schwer zu überblickenden Bargeldströme planmässig in die eigenen Taschen umleiteten. In New York und Chicago rieb man sich die Hände. Skimming, Absahnen, nannte man diese bis Ende der 1960er-Jahre verbreitete Praxis, die niemand eleganter betrieb als der langjährige *Stardust*-Boss Frank Rosenthal, dem Martin Scorsese mit *Casino* ein Denkmal setzte.

Bis heute ranken sich Legenden um die Kontakte der Mächtigen von Las Vegas: Hatte Tony Cornero, früherer Boss des *Stardust*, Gift im Blut, als er im *Desert Inn* tot auf den Spieltisch sank? Wie tief steckte Frank Sinatra, dem neun Prozent des *Sands* gehörten, in der Unterwelt? Und warum fand man in der Hosentasche des erschossenen Frank Costello einen Zettel, auf dem die Einnahmen des *Tropicana* in den ersten drei Wochen notiert waren? Obwohl sich die allgemeine Empörung über die dunkle Seite des Neon- und Sonnenparadieses in Grenzen hielt («Solange sie sich angemessen benehmen, richten sie wahrscheinlich keinen Schaden an», meinte Cliff Jones, Lieutenant Governor von Nevada und Mitbesitzer des *Thunderbird*, in einem staatlichen Hearing), begann der Staat auf Druck von Washington, gegen den Mob vorzugehen. Das 1959 geschaffene Gaming Control Board verweigerte Bewerbern mit Mafiakontakten die Casinolizenz. Wer durch Betrügereien auffiel, fand seinen Namen im Black Book wieder und erhielt in allen Casinos Hausverbot.

In der Hand eines Psychotikers

Nie zuvor hielt ein Eroberer auf so bizarre Weise Einzug in einer Stadt wie Howard Hughes. Im Morgengrauen von Thanksgiving 1966 hielt sein Privatzug an einem Bahnübergang nördlich der Stadt. Helfer wuchteten den invaliden Multimillionär in einen bereitstehenden Wagen, fuhren ihn zum *Desert Inn* und luden ihn dort in einer Suite im neunten Stock ab. Als Moe Dalitz, der Chef des Hotels, Hughes nach sechs Wochen loswerden wollte, wies Hughes seinen Bevollmächtigten Robert Maheu an, das Hotel zu kaufen. Hughes verliess das Zimmer während der nächsten vier Jahre nicht mehr.

Warren Beatty als Bugsy Siegel im Film *Bugsy* von Barry Levinson. Siegel war Teil der jüdischen Mafia, auch Kosher Nostra genannt, die ihr Geld mit seiner Hilfe in Las Vegas wusch.



Szene aus der ersten Verfilmung von George Clayton Johnsons Roman *Ocean's 11*, die im deutschsprachigen Raum unter dem Titel *Frankie und seine Spiessgesellen* 1960 in die Kinos kam. Im Film raubt Frank Sinatra als Danny Ocean die grössten Casinos von Las Vegas in einer Nacht gleichzeitig aus. Das Buch wurde 2001 von Steven Soderbergh ein zweites Mal verfilmt.

Hughes war Besitzer des RKO-Studios, früherer Haupteigner von TWA und ehemaliger Rekordhalter im Ein-Mann-Flug um die Welt. Jetzt stak ein Knochen aus seiner rechten Schulter, mehrere Wirbel waren verschoben, er hatte eine kaputte Niere, ein Magengeschwür und einen Tumor im Kopf. Hughes ernährte sich von Dosensuppen, schnitt sich weder Haare noch Fingernägel, war meistens nackt und bewahrte seinen Urin im Kleiderschrank auf. Nachdem er mit den fünfhundert Millionen, die der Verkauf seiner TWA-Anteile erbracht hatte, ausser dem *Desert Inn* auch das *Sahara*, das *Frontier*, das *Sands* und andere übernommen hatte, war er der grösste Casinobesitzer in Nevada. Bald hatte er die meisten unbebauten Grundstücke am Strip aufgekauft.

Doch die Verehrung als Managementgenie und Retter von Las Vegas entbehrte jeder Grundlage. Weder war er es allein, der die grossen Konzerne wie Hilton und Holiday Inn nach Las Vegas brachte und der Mafia damit das Geschäft verdarb. Noch leitete er sein eigenes Unternehmen so sauber, wie viele vermuteten. Hughes, der Psychotiker, Rassist und Machtjunkie, liess Bargeld in seinen Casinos abzweigen, um Nixon und andere Politiker zu bestechen. Keines seiner grossspurig angekündigten Projekte wurde je realisiert. Unbekannte steckten einen Grossteil der Casinoprofite in die eigenen Taschen. Schliesslich verschwor sich die zweite Führungsebene gegen seinen Adlatus Maheu. Hughes liess ihn fallen und floh bald darauf selbst aus der Stadt, ohne Auf Wiedersehen zu sagen.

«Der Strip, das ist für mich eine gut aussehende Frau, die ein sehr teures, diamantbesetztes Abendkleid trägt und im Rolls-Royce an einem Luxushotel vorfährt.» Dieses rührende Bild, das Hughes zur Inspiration während seines einsamen Akquisitionstrips nach Las



Fahndungsfoto von Benjamin «Bugsy» Siegel aus dem Jahr 1928.

Vegas wurde, stammt aus den 1940er-Jahren, der Zeit vor seinem lebensgefährlichen Flugzeugabsturz, als der RKO-Boss sich hier gern mit Jean Harlow oder Bette Davis vergnügte. Nun war er ein Krüppel, und das alte, exklusive Las Vegas war ruiniert.

Hotels für Kaiser und Götter

Circus Circus kam in die Stadt und mit ihm der Gestank von Tieren, Kindern und Armut. Das 1968 eröffnete familien- und mittelklasseorientierte Casino mit dem damals grössten festen Zirkus der Welt war bereits das zweite Objekt von Hughes Lieblingsfeind Jay Sarno. Mit dem *Caesars Palace* – man beachte den fehlenden Apostroph – hatte er Las Vegas 1966 einen Vorgeschmack davon gegeben, was der Stadt in den 1980er- und 1990er-Jahren blühte. Das Strip-Hotel der Zukunft würde pompös sein, aber demokratisch: Jeder ein Cäsar! Statt durch die exaltierten, radikal modernen Interieurs der Nachkriegszeit, die einfach nur Glamour bedeuteten, würden die Gäste durch detailgesättigte, hyperkonkrete Historien- und Exotikkollagen wandeln wie Schauspieler über ein Filmset.

Zwanzig Jahre und einige monotone Hoteltürme später kehrte das *theming*, das mit der frühen Wildwest-Romantik von *El Rancho Vegas* und *Frontier* einmal zum Strip gehörte wie die Neonschilder, in nie geahnter Tiefe und Dramatik zurück. Der Mann, der die beispiellose Serie neuer Megahotels am Strip anführte, heisst Steve Wynn. Der frühere Literaturstudent und Sohn eines bescheidenen Bingo-Betreibers an der Ostküste war Ende der 1990er-Jahre mit 34,2 Millionen Dollar Jahresgehalt der bestbezahlte amerikanische Manager. Als er 1989 das *Mirage* eröffnete, erklärten ihn viele für verrückt: 29 Stockwerke, über 3000 Zimmer, ein Indoor-Regenwald, Delfine, Orchideen und ein künstlicher Vulkan: Es war, wie Wynn es in seiner charakteristischen Bescheidenheit ausdrückte, ein Hotel, «wie Gott es bauen würde, hätte er Geld».

1978, als Wynn 80 Millionen für den Neubau des *Strand Hotel* in Atlantic City gebraucht hätte, ging er mit dem Financier Michael Milken Klinken putzen bei Investoren in 26 Städten – ohne Erfolg. Wenige Jahre später genügten Milken, mittlerweile einem der berühmtesten Spieler im Spekulationsboom der 1980er-Jahre an der Wallstreet, ein paar Telefonate, um die 630 Millionen für das *Mirage* in Junkbonds zusammenzubringen. Doch wie wollte Wynn damals unerhörten Betrag jemals einspielen? Nachdem das Casino im ersten Monat bereits 40 Millionen Dollar erwirtschaftet hatte, verstummten die Fragen schlagartig.

Am Strip begann ein wilder Planungsrausch. Circus Circus eröffnete das *Excalibur*, das *Luxor* und das *Mandalay Bay*. MGM Grand baute das Hotel gleichen Namens und das *New York, New York*. Park Place Entertainment zog neben dem *Bally's* sein *Paris Las Vegas* hoch. Und Wynn selbst wiederholte seinen *Mirage*-Erfolg mit dem *Treasure Island* und dem *Monte Carlo*. Jedes dieser Hotels hat über 2000 Zimmer. Gab es 1980 noch 46 000 Hotelzimmer in Las Vegas, waren es zwanzig Jahre später über 120 000. Damals kamen 12 Millionen Besucher in die Stadt; 2019 waren es 42 Millionen.

Mit dem *Mirage* und seinen Nachfolgern war das Ende der Expansion noch nicht erreicht. Am Abend des 27. Oktober 1993 hatte Wynn die gewaltige Sprengladung gezündet, die das *Dunes*, von Feuerzauber begleitet, zu Boden brachte. Drei Jahre später fiel das *Sands*, das einmal der Inbegriff des Las-Vegas-Glammers gewesen war. Die Stadt würde nie wieder sein, wie sie war. 1999 waren zwei Meisterwerke fertig: Steve Wynns *Bellagio* mit seinem künstlichen See und Sheldon Adelsons *Venetian* mit seiner venezianischen Shopping-Altstadt. Beide Hotels übertrafen alles, was man in Las Vegas an Baukosten (1,7 bzw. 1,6 Milliarden Dollar) und Ausstattung je gesehen hatte.

Nachdem das Gambling auch in vielen anderen Bundesstaaten erlaubt worden war, konnte Las Vegas sich nicht mehr auf die Casino-Millionen allein verlassen. Mit aufwendigen Shows, luxuriösen Einkaufszentren wie den Forum Shops im *Caesars* und mit erstklassigen

MUSÉE D'ART D'HISTOIRE

MARISA & MARIO MERZ

MUSÉE RATH, GENÈVE
2. JUNI - 25. SEPTEMBER 2022

In Zusammenarbeit mit
fondazione merz

Un musée
Ville de Genève
geneve.ch

Restaurants sicherte man sich alternative Einnahmequellen und baute das wiedererworbene Image von Las Vegas als Spielplatz für die Reichen weiter aus. Seine Krönung sollte die Gemäldegalerie im *Belagio* werden. Gut die Hälfte der auf 400 Millionen geschätzten Werke von Picasso, Renoir, Van Gogh und anderen gehören Wynn persönlich. Seine zur Erblindung führende, unheilbare Augenkrankheit Retinitis pigmentosa beeinträchtigte seine Liebe zur Kunst offenbar nicht.

So glänzend seine Geschäfte in Las Vegas auch gediehen, so lästig war Wynn die ständige Einmischung seiner Aktionäre. Als sein Projekt, das *Beau Rivage* in Biloxi, Mississippi, nicht lief wie erwartet, sah er die Zeit gekommen, sich von seinem Imperium, den Mirage Resorts, zu trennen. MGM übernahm die Gruppe. Nachdem schon 1999 die aus dem Hilton-Konzern herausgelöste Park-Place-Gruppe das *Caesars* übernommen hatte, teilen MGM, Park Place, die Mandalay-Gruppe (früher Circus Circus) und Harrah's nun zu viert den grössten Teil des Marktes unter sich auf. Aber bald folgten in Las Vegas die nächsten Würfe der beiden grossen Unabhängigen: Sheldon Adelson und Steve Wynn.

Adelson, der 2021 gestorben ist, gab in den 2000er-Jahren das *Venetian*-Schwesterhotel *The Palazzo* in Auftrag. Zusammen sind sie bis heute das zweitgrösste Resort der Welt. Und Wynn, der blinde Seher von Las Vegas? Er schenkte seiner Frau Elaine «zum Geburtstag» das *Desert Inn*. Und liess es wenig später abreißen. «Ist denn gar nichts heilig in Las Vegas ausser dem allmächtigen Dollar?», jammerte ein Kommentator des *Las Vegas Sun*. Die Antwort: ein lächelndes Nein. Auf dem Baugrund erwachsen zwei Schwesterhotels, das Wynn und das *Encore*, die zusammen der fünftgrösste Hotelkomplex der Welt sind. Die Baukosten verschlangen Milliarden von Dollar. Danach wendete sich Wynn Projekten in Asien zu. Und trotzdem: Viva Las Vegas!

Jörg Häntzschel, 1968 in München geboren, hat in Berlin, Frankreich und London Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Anglistik und Romanistik studiert. Seine erste Station als Journalist war 1995 die Berliner *Taz*. Seit 1998 arbeitet er für die *Süddeutsche Zeitung*, zuerst aus London, dann bis 2012 als Kulturkorrespondent aus New York und heute als Redaktor des Feuilletons. Häntzschel schrieb unter anderem auch für die *Neue Zürcher Zeitung*, *Die Zeit* oder *Geo*.

Venedig in Las Vegas. Im Hotel-Casino *Venetian* kann man sich wie in der Lagunenstadt übers Wasser gondeln lassen.





Die Fontänen vor dem *Bellagio* in Las Vegas gehören zu den bekanntesten Attraktionen der Stadt. Das Wasserspiel ist um die 300 Meter breit, die Fontänen erreichen eine Höhe von bis zu 140 Metern.



Ab acht Uhr abends bricht der künstliche Vulkan im Garten des *Mirage* in Las Vegas viermal aus. Jeweils zur vollen Stunde, und das seit dreissig Jahren. Allerdings wird er das bald nicht mehr tun. Das Hotel soll umgebaut werden und der Vulkan verschwinden.



In den insgesamt sechs Zimmertürmen des *Caesars Palace* finden an die 4000 Gäste Platz.

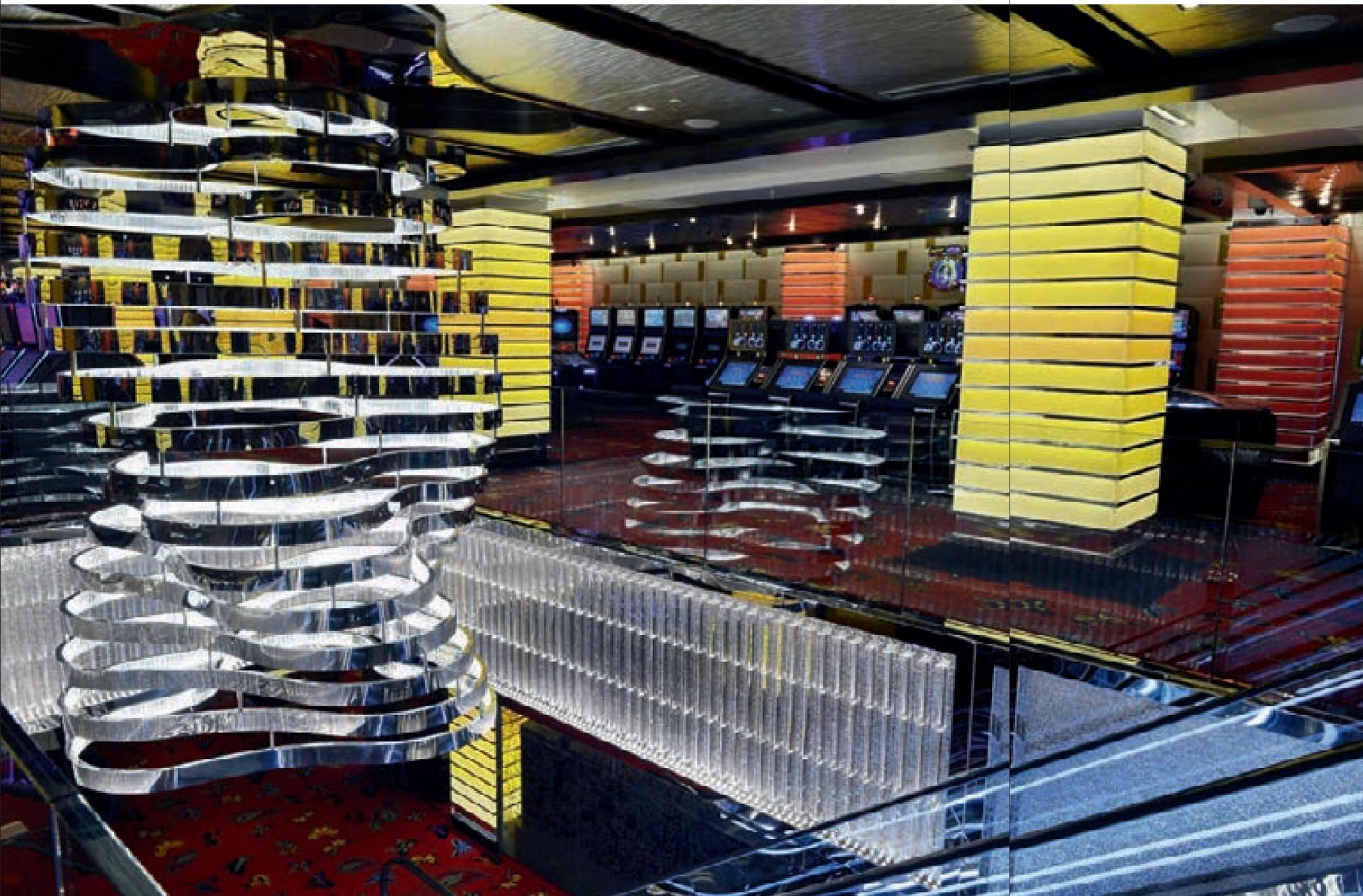


Die Sängerinnen Miranda Lambert und Elle King während eines Auftritts bei den Billboard Music Awards 2022 in Las Vegas.

«Es geht äusserst selten um Millionenbeträge»

Marcus Jost ist der Direktor des Casinos Zürich. Er hat sich in der Welt des Glücksspiels kontinuierlich nach oben gearbeitet und weiss genau, was ein Casino erfolgreich macht.

MARCUS JOST im Gespräch mit OLIVER PRANGE



Herr Jost, Sie waren einst Croupier und sind nun Casinoleiter. Wie begann dieser Weg?

Im Jahr 1986 hat mir mein Vater eine Zeitungsannonce vorgelesen, in der Croupiers im Casino Travemünde gesucht wurden. Ich dachte mir, das schaue ich mir für ein Jahr an. Es wurden erst mal zehn Jahre.

Zehn Jahre!

(Lacht.) Ja, etwas länger als gedacht. Es machte mir Spass. Ich bin Liebhaber und Kind der Branche. Später wechselte ich nach Hamburg-Schenefeld, zunächst als Croupier, dann wurde ich dort Betriebsleiter.

Wie erlebten Sie diesen Wechsel?

Es war eine herausfordernde Aufgabe. Verantwortung für die Mitarbeitenden zu haben, einen perfekten Gästeservice sicherzustellen und in schwierigen Situationen die richtigen Entscheidungen zu treffen, bedarf einer Erfahrung, die ich anfangs natürlich nicht hatte. Aber ich wuchs mit den Aufgaben und habe stets den Rat anderer mit ins Kalkül einbezogen. Nach meiner Überzeugung sind mehrere schlauer als der Einzelne. Um komplexe Problemstellungen zu bewältigen, braucht es vernetzte Lösungsansätze, die durchgedacht, entschieden und durchgesetzt werden müssen.

Was macht die Aufgabe so komplex?

Im Casinoalltag kann einiges schief laufen: Beschwerden, zu wenig Eiswürfel in der Cola, Diebstahl durch Trickbetrüger und so weiter.

Wie sieht so ein Betrug aus?

Da gibt es einige Methoden und Versuche, die ich erlebt habe. Vom einfachen Griff in die Tasche bis hin zu Betrügerbanden mit einem ausgeklügelten Plan. Allerdings tauchen diese nur sehr selten in der Schweiz auf. Die Schweizer Casinos haben einen hohen technischen Standard und wirkungsvolle Prozessvorgaben. Diese basieren auf strengen Gesetzen, und das ist gut so. Kontrolliert werden die Vorgaben durch unsere Surveillance. Kein gutes Terrain für potenzielle Betrüger.

Im James-Bond-Film «Goldfinger» blickt eine Dame vom Balkon durch ein Fernrohr in die Karten des Gegners und übermittelt per Funk. Möglich?

Ist halt ein Film. Ein guter Pokerspieler lässt sich nicht in die Karten gucken. Die wissen genau, wie man Karten öffnet, ohne anderen die Möglichkeit zu geben, diese einzusehen.

Wie üblich sind Betrügereien heute noch?

Vor zwanzig Jahren sicher mehr als heute. Die Erfolgsaussichten in modernen Casinos sind, wie beschrieben, einfach abschreckend.

Wie wird ein Croupier auf Betrug aufmerksam gemacht? Hat er einen Knopf im Ohr?

Das nicht. Aber wenn ihn etwas irritiert, kann er sich per Telefon an die Surveillance wenden und eine Überprüfung einleiten.

Was passiert dann?

Wir trainieren diese Situationen regelmässig und erlangen fast immer eine besonnene Klärung. Bei Diebstahl oder Betrug ziehen wir grundsätzlich die Polizei hinzu. Anders sieht es aus, wenn zwei Gäste einen Gewinn beanspruchen. Dann ist es eine Dienstleistung unsererseits, das mit einem Review zu klären. Meistens geht das sehr einvernehmlich vonstatten. Es kann auch mal emotional werden, dann sind Geschick und gute Menschenkenntnis gefragt.

Blick ins Casino Zürich.
Das Bild entstand im
Jahr 2012.

Man vereint sich gewissermassen mit dem Gast?

Jeder schwierige Fall ist anders. Es geht immer um Deeskalation, mit dem Ziel, zufriedene Gäste zu haben.

Und das jeden Abend. Das tönt sehr anstrengend.

Nein, ist es nicht. Irgendwann kam der Zeitpunkt, an dem ich mich auf das Lösen schwieriger Aufgaben gefreut habe. Man wächst daran, wird sicherer und empfindet Genugtuung. Es ist zum Schluss immer eine Geschichte, die man mit Menschen erlebt, und die kann verbindend sein.

Wie ging es mit Ihnen weiter, nachdem Sie Betriebsleiter geworden waren?

Ich zog mit meiner Familie in die Schweiz, nach St.Gallen. Dort durfte ich Erfahrungen als Gaming Manager im Casino St.Gallen sammeln.

Wie kamen Sie in die Schweiz?

Über Umwege. Mit Zustimmung meiner Frau und meiner beiden Kinder schickte ich die Bewerbung ab. Wir hatten nicht das klare Ziel, in die Schweiz zu kommen. Es ging mehr darum, dem Leben eine Wendung zu geben, Neues zu entdecken, etwas zu erleben. Am Tag der Abreise aus Hamburg haben wir uns dann schon gefragt, was wir da eigentlich machen. Aus den geplanten vier Jahren sind nun fünfzehn geworden, und wir bereuen es nicht. Swiss Casinos bot mir immer neue Herausforderungen. 2012 durfte ich das Casino in Zürich mit-eröffnen, ein absolutes Highlight meiner Karriere.

In Zürich mussten Sie alles neu aufbauen. Wie geht so etwas?

Zunächst waren gut zweihundert Mitarbeitende zu rekrutieren. Casino-mitarbeitende sind eine rare Berufsgattung. Wir führten über sechs Wochen täglich acht bis zehn Bewerbungsgespräche, führten viele Infoabende durch und bildeten anschliessend aus. Es entstand eine multikulturelle Belegschaft aus sechsunddreissig unterschiedlichen Nationalitäten.

Jetzt ist das Casino Zürich etabliert.

Wir beschäftigen uns trotzdem permanent mit der Optimierung unserer Serviceleistung. Dazu setzen wir Kreisorganisationen ein, die sich aus unterschiedlichen Hierarchiestufen zusammensetzen und in einem vorgegebenen Rahmen volle Entscheidungskompetenz geniessen. So sind wir viel schneller in der Umsetzung. Die «Fahrstuhlentscheidungen» zwischen Mitarbeitenden und Vorgesetzten entfallen. Diese vitale Unternehmenskultur möchte ich weiter ausbauen. Im Weiteren sind Nachhaltigkeit und Digitalisierung gewichtige Themen für eine erfolgreiche Zukunft.

Gibt es bei Ihnen eigentlich viele sogenannte High Roller, Spieler, die sehr viel Geld einsetzen?

Ja, sie sind ein Teil unseres Gästesegments. Zürich hat viele internationale Übernachtungsgäste, von denen nicht jeder ein Casino in der Heimat hat. Es geht aber äusserst selten um Millionenbeträge, und sie beeinflussen unser Jahresergebnis nur marginal.

Warum?

Weil nur wenige wirklich einen Millionengewinn einfahren.

Was machen Sie, wenn jemand immer nur gewinnt? Greifen Sie ein?

Nein. Wir betreiben ein Glücksspiel. Solange korrekt gespielt wird, freuen wir uns mit jedem Gewinner. Einmal zahlten wir einen Gewinn von 7,5 Millionen an eine junge Dame aus. Sie hatte den Swiss Jackpot geknackt, den höchsten Automaten-Jackpot Europas. Es hat eine Weile gedauert, bis sie realisierte, was für einen lebensverändernden Gewinn sie gerade erzielt hat. Wir begleiteten sie mit dem grossen Scheck zur Bank, eine riesige Freude, auch für uns.

Wer sind Ihre Besucher?

Sehr heterogen: Unsere Besucher sind zwischen 18 und 99 Jahre alt, kommen aus allen Gesellschaftsschichten. Wir durften in den letzten zehn Jahren Gäste aus über hundert Nationen bei uns begrüßen. Am Wochenende besuchen uns vermehrt junge Leute und nutzen das Casino Zürich als Ausgehlocation und nur sekundär als Spielort. Unter der Woche pflegen wir unsere Stammgäste, darunter viele Ältere, die sich täglich auf den Besuch bei uns freuen.

Sind Ihre Geräte geleast oder gekauft?

Beides. Wir beziehen Slots von acht verschiedenen Herstellern. Wir befragen Gäste, ob ihnen die Geräte gefallen, holen Feedbacks ein. Unsere Gäste entscheiden mit.

Wie baut man ein neues Casino in einer bestehenden Büroliegenschaft mitten in Zürich?

Mithilfe kreativer Architekten, eigener Fantasien und der mutigen Investitionsbereitschaft von Swiss Casinos entstand in kürzester Zeit ein beeindruckendes Casino. Ich war zu Rohbauzeiten hier, der Vergleich ist frappierend.

Wie wird sich das Casino in den nächsten Jahren verändern?

Wir haben viel vor. Das Casino Zürich wird sich ab 2025 in einem anderen Kleid zeigen als heute. Der Las-Vegas-Stil wird weichen. Zusammen mit einem renommierten Schweizer Architekturbüro planen wir ein Interieur, das zu einem Anziehungspunkt für Touristen wird, zum Haus Ober und zu Zürich passt.

Marcus Jost, 1966 geboren, begann sein Berufsleben 1986 in der Spielbank Travemünde [Deutschland] als Croupier, wurde 2001 Betriebsleiter und wechselte 2007 mit seiner Familie in die Schweiz. Hier war er zunächst als Gaming Manager tätig, bevor er 2017 Direktor des Casinos Zürich wurde.

«Beim ersten Mal sind die Besucher mit dreissig, vierzig, fünfzig Franken zufrieden und gehen. Später wollen sie mehr»

Casinos sind in der Schweiz verpflichtet, ihre Gäste vor dem Kontrollverlust zu bewahren und die möglichen schädlichen Folgen des Glücksspiels zu mindern. Wie das geht, erzählen Sam Kov, Compliance Officer von Swiss Casinos, und Ryszard Pilat, Sozialkonzeptverantwortlicher beim Casino St. Gallen.

SAM KOV und RYSZARD PILAT im Gespräch mit OLIVER PRANGE

Herr Pilat, was ist Ihre Funktion im Casino?

PILAT: Ich habe vor achtundzwanzig Jahren angefangen, in einem Casino zu arbeiten, damals in Polen als Croupier an den Tischen. Anschliessend habe ich Erfahrungen auf Kreuzfahrtschiffen in den USA und in Europa gesammelt. Und seit 2003 bin ich beim Casino St. Gallen tätig – zunächst als Saalchef und als Schichtmanager. Zusätzlich kamen Aufgaben als Sozialkompetenzverantwortlicher hinzu, und im Laufe der Zeit wurde dies zu meiner Hauptfunktion. Ich bin zuständig für die Schulung von Mitarbeitenden und, wenn dies nötig ist, für die Befragung der Gäste, über ihr Spielverhalten und ihre finanzielle Situation. Wir haben einen Katalog mit Kriterien zur Früherkennung von problematischen Spielern. Sobald ein Gast eines oder mehrere dieser Kriterien erfüllt, wird er von mir angesprochen. Dann klären wir gemeinsam ab, ob er sich sein Spielen im bisherigen Rahmen leisten kann.

Welche Kriterien sind das?

PILAT: An erster Stelle steht das Kriterium Besuchsfrequenz. Wenn ein Gast beispielsweise innerhalb von drei Monaten mehrmals in der Woche unsere Spielbank besucht, dann ist das auffällig, und ich spreche ihn darauf an. Das ist eines der Kriterien. Ein anderes Kriterium wäre zum Beispiel aggressives Verhalten gegenüber den Mitarbeitenden oder den anderen Gästen, aber auch gegenüber dem Inventar. Aggressivität kann ein Zeichen dafür sein, dass etwas nicht stimmt.

Was verstehen Sie unter aggressivem Verhalten?

PILAT: Damit meinen wir verbale Ausfälle, aber auch die Beschädigung von Automaten. Ich nenne Ihnen ein Beispiel: Nachdem ein Gast sein Spiel mit einem Verlust beendet hatte, schüttete er seinen Orangensaft in den Münzschlitz eines Automaten.

Wo ist Ihr Arbeitsplatz? Sitzen Sie in einem Büro mit vielen Kameras?

PILAT: Nein, ich habe nichts mit Kameraüberwachung zu tun. Ich habe zwar ein eigenes Büro, aber über negative Vorfälle werde ich von meinen Mitarbeitenden informiert. Dafür gibt es die am Anfang erwähnten Schulungen. Jeder Mitarbeitende muss an ihnen teilnehmen, spätestens bis sechs Monate nach Stellenantritt. Das ist gesetzlich so geregelt. Jedes Jahr werden Refreshing-Kurse absolviert. Man lernt in diesen Kursen, welche Arten von Verhalten seitens der Gäste gemeldet werden müssen. Also die Kriterien, wann und wie ich reagieren muss. Wenn ein Gast gemäss diesen Kriterien negativ auffällt, teilen mir meine Mitarbeitenden dies mit.

Gibt es neben diesen zwei Kriterien Besuchsfrequenz und Aggressivität noch weitere Merkmale?

PILAT: Da wäre zum Beispiel auffälliges Verhalten am Geldautomaten, das heisst, ein Gast geht während seines Besuchs mehrmals zum Bancomaten, um Geld abzuheben. Doch lassen Sie mich etwas weiter ausholen: Bei der Früherkennung unterscheiden wir zwischen A- und B-Kriterien. Liegt ein A-Kriterium vor, sind wir verpflichtet, sofort zu handeln. Dazu gehören Meldungen vom Gast selbst. Es kann vorkommen, dass ein Gast von sich aus mitteilt, dass er sein Spielverhalten nicht mehr unter Kontrolle habe.

Das kommt vor?

PILAT: Ja, das kommt vor. Ein Spieler sagt beispielsweise, er habe schon einige Stunden zuvor gehen wollen, sei aber noch geblieben, und das passiere ihm immer wieder. Oder: Er komme mit fünfhundert Franken, gehe dann aber mehrmals zum Bancomaten, um weiteres Geld zu holen. Das sind Hilferufe, die zählen zu den A-Kriterien. Auch Meldungen von aussen, von Dritten, also meist von betroffenen

Familienangehörigen, stufen wir als A-Kriterien ein. Als B-Kriterien gelten die Beobachtungen der Mitarbeitenden, da reagieren wir auch, aber nicht sofort.

KOV: Lassen Sie mich noch Folgendes hinzufügen: A-Kriterien sind härter, B-Kriterien weicher. Mit dem Sozialkonzept soll potenziell problematisches Spielverhalten frühzeitig erkannt werden. Dann können gegebenenfalls die nötigen Massnahmen ergriffen werden. Bei den A-Kriterien müssen wir, wie bereits erwähnt, umgehend handeln. Wenn dies nicht möglich sein sollte, weil der Gast beispielsweise nicht mehr anwesend ist, müssen wir eine vorzeitige Sperre anordnen, um Schlimmeres zu verhindern. Die B-Kriterien basieren entweder auf der Besuchsfrequenz oder auf den Meldungen der Mitarbeitenden – wobei ich davon ausgehe, dass beides statistisch gesehen ungefähr gleich häufig der Fall ist –, da haben wir systembasierte Kriterien, die sich zum Beispiel aufgrund der Zahl der Eintritte, der Verlängerung von bestimmten Mitgliedskarten und des Schwellenwerts vom GWG ergeben.

Was bedeutet GWG?

KOV: GWG bedeutet Geldwäschereigesetz. Als Spielbank sind wir ebenso wie andere Finanzintermediäre, Banken, Versicherungen, Vermögensverwalter, dazu verpflichtet, die Bestimmungen des GWG einzuhalten.

Dazu würde ich gern mehr erfahren. Aber könnten Sie uns zuvor kurz etwas zu Ihrem beruflichen Werdegang sagen, Herr Kov?

KOV: Während meines Bachelorstudiums habe ich beim Casino Zürich gearbeitet, als Gästebetreuer, also auf der komplett anderen Seite als jetzt. Meine Aufgabe war es, den Gästen zu einem angenehmen Aufenthalt im Casino zu verhelfen und Events zu betreuen. Anschliessend habe ich ins Casino Pfäffikon gewechselt, wo ich für das Sozialkonzept und die Umsetzung der Richtlinien des Geldwäschereigesetzes zuständig war, und zwar online und terrestrisch. Dort bin ich zweieinhalb Jahre geblieben. Seither bin ich bei Swiss Casinos als Compliance Officer tätig. Das heisst, ich bin Ansprechperson für alles rund um Compliance – was auch das Sozialkonzept beinhaltet und das GWG – und nicht mehr im operativen Geschäft tätig.

Welche Bereiche umfasst Compliance?

KOV: Dazu gehören Geldwäscherei, Datenschutz, Sozialkonzept, Qualitätsmanagement und vieles mehr.

Wie funktioniert Geldwäscherei in einem Casino?

KOV: Ich kann von meinen Erfahrungen mit Geldwäscherei berichten. Zunächst braucht man eine grössere Summe illegal erworbenen Geldes – und am Ende des Prozesses möchte man sauberes Geld haben. Das, was dazwischen passiert, ist geldwäschereirelevant und muss von allen Finanzintermediären kontrolliert werden. Den ersten Teil kann man nicht beeinflussen. Wir als Spielbank können nichts dagegen tun, dass an der Zürcher Langstrasse Drogen verkauft werden. Uns betrifft der Teil in der Mitte. Bei der Geldwäscherei soll die Herkunft des Geldes so verschleiert werden, dass man zum Schluss annimmt, das Geld sei legal erworben. Dafür muss Folgendes passieren: Das Bargeld, das schmutzige Geld, das man hat, muss in Buchgeld umgewandelt werden, das heisst, das Geld muss irgendwo als Zahl auf einem Konto auftauchen.

Danach ist die Bank verantwortlich und nicht mehr die Spielbank?

KOV: Die Bank hat natürlich auch eine Sorgfaltspflicht, genau wie wir als Casino. Aber bei uns ist es schwieriger. Am Ende des gesamten Prozesses braucht man eine Bestätigung darüber, woher das Geld, dessen Herkunft man verschleiern möchte, ursprünglich stammt. Bei uns sieht das so aus: Der Gast kommt mit illegal erworbenem Geld ins Casino, am Ende des Besuchs muss er irgendetwas in der Hand haben, das belegt, dass er das Geld beim Spielen gewonnen hat.

Wie sieht Ihre Rolle in diesem Prozess aus? Sie können das doch nicht kontrollieren?

KOV: Die Transaktionen eines Gastes, Einzahlungen, Auszahlungen, werden kumuliert. Wir haben Schwellenwerte für diese Transaktionssummen. Ab einer kumulierten Summe von 100 000 Franken erfolgt eine Meldung in unserem System. Der GWG-Verantwortliche beziehungsweise die Mitarbeitenden kommen daraufhin ins Spiel, und der Gast muss Auskunft darüber geben, woher das Geld, mit dem er spielt, stammt. Und es erfolgen Abklärungen über seinen Hintergrund.

Sprechen Sie den Gast direkt an? Oder was heisst Abklärungen über seinen Hintergrund?

KOV: Darunter fallen Bonitätsprüfungen oder Nachfragen beim Betreibungsamt. Anhand dieser Informationen versuchen wir zu plausibilisieren, woher das Geld stammt. Wenn dies nicht ausreicht, müssen wir den Gast direkt ansprechen. Das ist sehr heikel.

Wie gehen Sie da vor? Etwa folgendermassen: Ein Gast zeigt ein auffälliges Verhalten, und Sie bitten ihn ins Büro und fragen ihn direkt, woher das Geld kommt? Der antwortet Ihnen doch dann sicher: «Das geht Sie nichts an.»

PILAT: Ich möchte noch eine kurze Bemerkung zum Thema Geldwäscherei machen. Es ist uns als Casino verboten, Bestätigungen über Gewinne auszustellen. Wenn also ein Gast mit 10 000 Franken schmutzigem Geld kommt und daraus 20 000 Franken macht, hätte er natürlich gern eine Bestätigung, dass er 20 000 Franken gewonnen hat. Denn damit hätte er 10 000 Franken schmutziges Geld sozusagen gewaschen. Solche Bestätigungen dürfen wir nicht aushändigen, sie sind gesetzlich verboten. Es könnte ja auch sein, dass ein Gast mit 10 000 Franken kommt, diese an einem Tisch in Chips wechselt, die Chips kurze Zeit später an der Kasse in Bargeld umtauscht und geht, ohne gespielt zu haben. Mit einer Bestätigung hätte er das Geld legalisiert.

Kommen wir nun noch mal zum Thema Abklärungsgespräche. Die sind alles andere als einfach. Stellen Sie sich vor, Sie seien Gast im Casino. Plötzlich tauche ich auf und stelle Fragen zu Ihren familiären, beruflichen und finanziellen Verhältnissen. Sie sind also mit der Situation konfrontiert, dass jemand, den Sie gar nicht kennen, sehr private Informationen von Ihnen haben möchte. Sie können natürlich antworten, das gehe niemanden etwas an.

Das ist wahrscheinlich meistens der Fall.

PILAT: Nicht unbedingt. Um als Sozialkonzeptverantwortlicher an diese Informationen zu kommen, gehe ich folgendermassen vor: Ich schaffe zunächst einmal eine entspannte, angenehme Atmosphäre. Ich versuche, dem Gast zu vermitteln, dass wir ihn als Stammgast wertschätzen, und sage ihm, dass das Spielen mit gewissen Risiken behaftet sei und ich ihm diese Fragen stellen müsse, um ihn vor spä-

teren unangenehmen Situationen zu bewahren. Wie schaffe ich nun diese warme Atmosphäre? Ich versuche, Anknüpfungspunkte mit dem Gast zu finden, zum Beispiel über seine Herkunft, etwa in der Art: «Sie kommen aus Montenegro? Das ist ein sehr schönes Land, da war ich letztes Jahr in den Ferien.» Wenn ich im Laufe des Gesprächs merke, der Gast verschliesst sich, dann mache ich zwei Schritte zurück. Ich lasse ihm ein bisschen Luft und versuche es dann erneut. Rund siebzig Prozent der Gäste reagieren positiv und erzählen mir die Dinge, die ich wissen muss. Etwa zwanzig Prozent haben Vorbehalte und zeigen sich zunächst ablehnend, aber auch die kann ich nach einer gewissen Zeit beeinflussen. Dann sind wir schon bei neunzig Prozent. Etwa fünf Prozent der Besucher reagieren ganz negativ. Sie drohen mir zum Beispiel, auf ein ausländisches Casino, etwa in Bregenz, auszuweichen. Ich versuche, ihnen klarzumachen, dass dies für beide Seiten schlecht sei. Sie müssten jedes Mal weite Strecken auf sich nehmen, und das Casino verliere auf diese Weise gute Kunden, die wichtig seien. Dann schlage ich ihnen vor, dass sie alles noch einmal überdenken und wir das Gespräch zu einem späteren Zeitpunkt fortsetzen. Wenn sie weiterhin die Auskunft verweigern, erfolgt als Ultima Ratio die Sperre in der Schweiz.

Das ist Pflicht?

PILAT: Das ist Pflicht. Es ist gesetzlich geregelt, wann wir einen Gast sperren müssen: bei Verdacht auf Überschuldung zum Beispiel oder wenn seine Spieleinsätze in keinem Verhältnis zu seinem Einkommen oder Vermögen stehen. Dabei reicht der Verdacht schon aus. Wenn ich einen Gast anspreche und er mir die gewünschten Informationen nicht geben kann oder will, habe ich schon einen Anfangsverdacht. Vom Gesetz her muss ich ihn sperren.

Sie machen diesen Job schon so lange, Sie haben sicher ein Gefühl für problematische Spieler entwickelt.

PILAT: Das ist richtig. Nach dem zweiten Satz weiss ich meist schon, wie ich vorgehen muss. Es gibt Gäste, die so ausführlich von sich erzählen, dass ich schon überlegen muss, wie ich das Gespräch abkürzen kann. In dieser lockeren Atmosphäre ist man schnell beim Du. Aber es gibt auch Menschen, die anfänglich zurückhaltender sind, sich dann erst öffnen. Die letzten fünf Prozent werden erst gesprächsbereit, wenn ich ihnen mit der schweizweiten Sperre drohe.

Die Sperre gilt dann also für alle Casinos in der Schweiz.

PILAT: Genau, sie gilt schweizweit. Das ist sehr wichtig. Aber eben, ungefähr fünf Prozent der Gäste ist diese Drohung egal. Die nehmen die Sperre auf sich und gehen nach Bregenz. Das ist das Problem in einem kleinen Land wie der Schweiz. Man muss nicht weit fahren, um in Casinos im Ausland spielen zu können.

Haben Sie bei diesen Gesprächen auch heikle Situationen erlebt?

PILAT: Ja, mir wurde schon gedroht, dass man anders mit mir reden würde, wenn man mich auf der Strasse treffen würde. Aber so etwas passiert selten, wahrscheinlich auch, weil ich selbst nicht ganz harmlos aussehe. Wenn ich es mit einem problematischen Gast zu tun habe, reagiere ich verständnisvoll und teile ihm mit, dass ich mich an seiner Stelle vielleicht gleich verhalten würde. Ich zeige Empathie und sage ihm, dass ich nicht die Polizei sei, der man alles sagen müsse, aber dass ich einfach gewisse Informationen bräuchte.

Die meisten Menschen öffnen sich, wenn man auf diese Art mit ihnen kommuniziert.

Das ist wahrscheinlich nervenaufreibend. Führen Sie diese Gespräche jeden Tag?

PILAT: Fast jeden Tag. Am Anfang waren diese Gespräche für mich viel schwieriger als heute. Jetzt sehe ich das mehr aus der menschlichen Perspektive: Da sitzt mir jemand gegenüber, der ein eigenes Leben, eigene Probleme hat, der muss mir nicht alles erzählen. Aber in einem lockeren Gespräch gelingt es mir zu neunzig Prozent, dass diese Personen sich öffnen und die gewünschten Informationen geben. Um es noch mal zu betonen: Es ist sehr wichtig, Empathie, Mitgefühl, Verständnis zu zeigen. Dann klappt es meistens.

KOV: Bei diesen Abklärungen gehört für mich zusätzlich zu Empathie und Verständnis auch Ehrlichkeit. Als ich während meiner Zeit in Pfäffikon stellvertretender Sozialkonzeptverantwortlicher war, habe ich in den Gesprächen dem Gast gegenüber immer alle Karten auf den Tisch gelegt. Ich habe nie versucht, Informationen hintenherum zu erlangen, sondern immer offen erklärt, wer ich bin, was meine Aufgabe ist, warum wir dieses Gespräch führen und was ich vom Gast erwarte, und ich habe ihm die Konsequenzen aufgezeigt. Letztlich gibt es nur zwei Optionen: Entweder sperrt man diesen Gast, oder man lässt ihn spielen. Eine Überschuldung kann man nicht wegdiskutieren, wir haben auch unsere Pflicht zu erfüllen und können nicht Augen und Ohren vor Problemen verschliessen. Aber wir versuchen immer, eine Sperre zu vermeiden und dem Gast so weit entgegenzukommen, wie es uns möglich ist, und gemeinsam eine für beide Seiten zufriedenstellende Lösung zu finden, auch ohne dass er sehr sensible Daten preisgeben muss.

Müssen Sie das Gespräch protokollieren? Wird es aufgenommen? Was passiert mit den Ergebnissen?

KOV: Wir protokollieren alles, denn wir haben eine Dokumentationspflicht. Aber wir nehmen nichts auf. Wir machen Gesprächsnotizen, handschriftlich oder im System. Das Protokoll oder die Notizen kann man auch vom Gast unterschreiben lassen, damit er sieht, dass alles korrekt wiedergegeben wurde. Die Notizen werden dann in unser System eingegeben. Diese Dokumentationspflicht ist wichtig, damit sich ein Aussenstehender jederzeit ein Bild der Sachlage machen kann.

Sie geben die Angaben ins System ein; werden sie gespeichert? Gilt da nicht der Datenschutz? Werden die Protokolle an die Polizei weitergeleitet?

KOV: So gesehen, greift der Datenschutz bei uns nur bedingt. Denn wir sind vom Gesetz her verpflichtet, diese Daten zu erheben, und der Gast weiss das.

Das erscheint mir recht willkürlich, denn Sie entscheiden letztlich intuitiv, von wem Sie welche Informationen verlangen.

KOV: Nein, das erfolgt nicht willkürlich. Wir entscheiden anhand eines Kriterienkatalogs. Willkürlich bedeutet, dass man wahllos irgendjemanden herauspickt. Wir reagieren nicht wahllos, sondern erst, wenn bestimmte Kriterien erfüllt sind. Wenn etwas willkürlich erscheinen könnte, dann vielleicht unser Meldesystem. In unserer jetzigen Position sind Herr Pilat und ich häufig mit Büroarbeit beschäftigt und befinden uns nicht dauernd im Spielsaal. Am meisten

Kontakt mit den Gästen haben die Mitarbeitenden auf dem Floor. Deshalb sind wir darauf angewiesen, dass sie gut geschult und vertrauenswürdig sind. Von ihren Meldungen sind wir abhängig, und es muss ihnen bewusst sein, dass diese Meldungen Auswirkungen auf das Leben anderer Menschen haben können, Auswirkungen, die man nicht leicht wieder rückgängig machen kann. Man kann nicht einfach jemanden melden, bloss weil einem die Person nicht passt.

Können Sie ein Beispiel nennen?

KOV: Persönlich habe ich es noch nicht erlebt, aber ein Mitarbeitender könnte kommen und sagen: «Gast XY ist überschuldet, kümmert sich nicht um seine Kinder und zahlt seine Rechnungen nicht», um diesem Gast eins auszuwischen. Die Meldungen sind wie eine Waffe, die man missbrauchen kann. Es kann eine Art Willkür entstehen. Unsere Aufgabe besteht nun darin, festzustellen, ob solche Anschuldigungen berechtigt sind oder nicht.

Haben Sie viele problematische Gäste?

PILAT: Prozentual gesehen, nicht. Ich sage es unseren Mitarbeitenden immer wieder. Eine Meldung ist noch keine Beschwerde, sondern sie bedeutet, dass es zu Abklärungen kommt. In den meisten Fällen stellen wir fest, dass der Gast sich das Spielen leisten kann. Gegen die restlichen zehn Prozent müssen wir letztlich eine Sperre aussprechen. Das zeigt, dass die meisten Gäste das Spielen im Griff haben und wissen, was sie sich leisten können. Was spricht dagegen, dass jemand sein freies Geld, anstatt es für Ferien oder sonst etwas auszugeben, bei uns im Casino lässt, wenn er Spass an dieser Art von Unterhaltung hat? Für viele sind wir sogar zu einer Art Familie geworden. Das kommt vor, wenn jemand keine Angehörigen hat oder jemand vielleicht seine Partnerin oder seinen Partner verloren hat. Diese Personen sagen sich: Soll ich etwa den ganzen Tag vor dem Fernseher hocken oder spazieren gehen? Wir müssen einfach vorher abklären, ob ihre Einsätze in einem vernünftigen Verhältnis zu ihren Einkommen und Vermögen stehen. Ist das der Fall, haben wir nichts gegen die Besuche.

Wie definieren Sie Spielsucht?

PILAT: Ich habe in den letzten Jahren eine eigene Definition von Sucht entwickelt. Sucht allgemein bedeutet: Wir möchten mit etwas aufhören, haben aber nicht die Kraft und/oder den Willen dazu.

Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es ist, einen Zwang zum Spielen zu verspüren.

PILAT: Ich erläutere es Ihnen anhand einer Geschichte von meiner ersten Arbeitsstelle in einem Casino in Polen. Ich will damit sagen, dass es wirklich jeden treffen kann, auch unerwartet. Das war vor siebenundzwanzig Jahren, kurz nach meinem Stellenantritt. Es gibt das Buch *Der Spieler* von Fjodor Dostojewski.

Ja, Dostojewski war selbst spielsüchtig.

PILAT: Damals kam eine Gruppe von Schauspielern vom Staatstheater in Breslau ins Casino, zehn bis fünfzehn Personen, die als Vorbereitung für das Theaterstück *Der Spieler* das Verhalten der Spielenden beobachten wollten. Nach rund zwei Stunden waren alle wieder gegangen, nur einer ist geblieben. Das war der Schauspieler, der die Hauptrolle hatte. Drei Jahre lang war er regelmässiger Gast. Seine

Frau hat ihn deshalb verlassen, er musste sein Auto verkaufen, um die Schulden bezahlen zu können, und er hätte beinahe den Job verloren. Wenn man eine intelligente, gut ausgebildete Person in einem Casino trifft, würde man nie vermuten, dass sie spielsüchtig sein könnte. Aber es kann jeden treffen.

Ein Merkmal der Spielsucht ist die Tendenz zur Steigerung. Man braucht immer mehr. Erst ist man mit einer Zigarette zufrieden, dann braucht man fünf und mehr. Das ist beim Spielen ähnlich. Im Casino gibt es einen Spruch: Anfängerglück. Angeblich haben die, die zum ersten Mal spielen, immer Glück. Ich verstehe die Aussage etwas anders. Die, die zum ersten Mal kommen, sind einfach schneller zufrieden mit dem, was sie gewonnen haben. Sie setzen einen gewissen geringen Betrag und gewinnen, sagen wir, fünfzig Franken. Damit sind sie zufrieden, sie hatten Glück. Sie gehen. Fast jeder Gast ist im Laufe eines Spieltages im Plus, aber den meisten reicht das nicht. Es wurde bei ihnen noch kein Dopamin ausgeschüttet. Sie brauchen mehr. Beim ersten Mal sind die Besucher mit dreissig, vierzig, fünfzig Franken zufrieden und gehen. Später wollen sie mehr. Aber mathematisch kommt dann die Phase, in der sie verlieren. Das passiert, wenn man am Anfang der Spielkarriere mit den kleinen Gewinnen nicht zufrieden ist.

Wir hatten einmal Besuch von zehn Angestellten einer Thurgauer Fachstelle. Zunächst haben wir ein Referat über Spielsucht gehalten. Eine der Teilnehmerinnen war skeptisch, sie nahm uns unser Engagement im Kampf gegen die Spielsucht nicht ab. Daraufhin haben wir einen Selbstversuch gestartet. Wir haben diese zehn Gäste Roulette spielen lassen, ohne Geld, nur mit Jetons, einfach damit sie merken, wie sich das Spielen anfühlt. Die erwähnte Dame setzte auf eine Zahl, und diese Zahl wurde getroffen. Sofort konnte man bei ihr sehen, wie Glückshormone ausgeschüttet wurden. Anhand ihrer Reaktion wurde klar, dass sie das Potenzial gehabt hätte, eine problematische Spielerin zu werden. Wenn man es noch nie ausprobiert hat, weiss man nicht, wie man wirklich reagiert.

KOV: Spielsucht ist auch ein medizinisches, psychisches Problem. Wir hatten in Pfäffikon einmal einen Gerichtsfall, in den auch ich involviert war. Wir hatten gegen einen Gast, bei dem Spielsucht vorlag, eine Sperre verhängt. Er ging vor Gericht, und der Richter gab ihm recht und urteilte, die Sperre sei willkürlich und müsse zurückgenommen werden. Die Aufgabe eines Casinos sei nicht, festzustellen, ob jemand spielsüchtig ist, sondern ob er sich das Spielen leisten kann. Wir dürfen keine Diagnosen stellen, dafür sind wir nicht ausgebildet.

PILAT: Die Süchte werden unterteilt in stoffgebundene Süchte, also Alkohol oder Drogen, und nicht stoffgebundene Süchte, wie exzessives Sporttreiben, Spielsucht. Es gibt verschiedene Faktoren, die zu einer Spielsucht führen können. Wir sind aber nicht befugt, die Diagnose zu stellen, ob jemand spielsüchtig ist oder nicht. Laut dem Gesetz sind Spielbanken verpflichtet, eine Sperre gegen Personen zu verhängen, von denen sie aufgrund eigener Beobachtungen oder aufgrund von Meldungen Dritter wissen oder annehmen müssen, dass sie entweder überschuldet sind oder ihren finanziellen Verpflichtungen nicht nachkommen oder dass sie Spieleinsätze tätigen, die in keinem Verhältnis zu ihrem Einkommen und Vermögen stehen. Ferner müssen sie Personen sperren, von denen sie aufgrund der

Meldung einer Fachstelle wissen oder annehmen müssen, dass sie spielsüchtig sind. Da wir keine Experten sind, können wir, wie gesagt, keine Diagnose stellen.

KOV: Oft ist es für uns eine Art Grauzone. Der Gast ist noch nicht so weit, sich selbst sperren zu lassen, und der Sozialkonzeptverantwortliche hat noch nicht genügend Anhaltspunkte für eine Sperre vom Casino aus, weil er kein Experte ist. Das Gesetz verlangt von uns, dass wir den Gast spielen lassen, solange er sich das Spielen leisten kann. Eine Sperre ist auch immer ein Eingriff in die Persönlichkeitsrechte eines Menschen. Eine schweizweite Sperre bedeutet, dass der Gast im ganzen Land kein Casino mehr betreten darf.

Wie oft kommt es vor, dass Sie jemanden schweizweit sperren müssen?

PILAT: Grundsätzlich ist die Gruppe der Gäste, die sich für eine Selbstsperre entscheiden, viel grösser als die Gruppe derjenigen, die von uns gesperrt werden: also etwa achtzig Prozent Selbstsperren gegenüber zwanzig Prozent von uns angeordneten Sperren. Im letzten Jahr hat die Zahl der Sperren etwas abgenommen, in absoluten Zahlen: zweihundert bis zweihundertfünfzig Selbstsperren gegenüber dreissig bis fünfzig angeordneten Sperren.

Zur Spielsucht muss man auch wissen, dass sie noch nicht sehr lange als Krankheit gilt. 1974 hat der amerikanische Psychiater Robert Custer zwar festgestellt, dass es sich bei der Spielsucht um eine Verhaltensstörung handelt. Es hat aber sechs Jahre, also bis 1980, gedauert, bis amerikanische Psychiater diese Diagnose bestätigt haben. Und weitere elf Jahre, bis 1991, bis die Weltgesundheitsbehörde die Spielsucht als Krankheit anerkannt hat. Also seit dreissig Jahren erst wird Spielsucht als Krankheit akzeptiert.

Haben Sie selbst schon mit traurigen Schicksalen zu tun gehabt? Zum Beispiel wenn jemand alles verloren hat?

PILAT: Ja, da war die Geschichte von dem Schauspieler, die ich erzählt habe. Auch hier in der Schweiz gibt es traurige Schicksale. Aber dank des Sozialkonzepts können wir dem entgegenwirken, und ich bin überzeugt, dass wir so schon einige Leben retten können. In anderen Ländern, in denen es kein Sozialkonzept gibt, interessiert es niemanden, ob jemand ein Spielproblem hat oder nicht. Im Gegenteil, wenn jemand spielsüchtig ist, bedeutet dies für das Casino mehr Einnahmen.

Seit wann ist das in der Schweiz gesetzlich geregelt?

KOV: Bis zur Millenniumswende waren Casinos in der Schweiz nicht erlaubt. Dann kam 1999 die Revision der Bundesverfassung, da wurde das Thema Spielbanken wieder aktuell. Das Thema war in den letzten hundert Jahren aber immer präsent. Es gab früher diese Slotmaschinen in den Hinterzimmern und vor den WCs der Gaststätten, die nicht Geldspielautomaten, sondern Geschicklichkeitsautomaten genannt wurden. So liess sich das Spielen an Automaten verkaufen. In der Botenschaft des Bundesrates zum Thema Spielbank von 1916 hiess es, dass Menschen beim Spielen irrational werden. Das Wort Spielsucht gab es damals noch nicht. Aber das Problem, dass sich Menschen beim Spielen nicht mehr unter Kontrolle haben, war bekannt. Und das war immer das wichtige Argument gegen die Einführung von Spielcasinos. Es gab im vergangenen Jahrhundert zwei Abstimmungen über Geldspiel, bevor das Geldspielgesetz im Jahr 2000 angenommen

wurde. Das Gesetz stützt sich auf drei Grundsäulen. Die erste Säule ist der Sozialschutz, der zweite Pfeiler ist die Sicherstellung eines sicheren und transparenten Spielbetriebs, und drittens gilt, dass der Erlös für gemeinnützige Zwecke verwendet wird. Casinos dürfen nur eröffnet werden, wenn die negativen Auswirkungen des Spielens stark minimiert werden.

PILAT: Und es gibt noch einen wichtigen Punkt. Als die Casinos in der Schweiz eröffnet wurden, war die neue Klientel ja nicht spielunfähig. Sie hat vorher in Bregenz oder in Lindau gespielt. Dies war damals ein Pro-Argument: Es gibt bereits eine grosse Gruppe von Menschen, die gern spielt. Wieso sollte dieses Geld im Ausland ausgegeben werden? Es wäre doch besser, dass das Geld in der Schweiz bliebe und damit die Kantone oder die AHV unterstützt würden.

Haben die Online-Casinos auch entsprechende Schutzkonzepte?

KOV: Für die Online-Casinos gilt dasselbe Gesetz wie für die terrestrischen Casinos. Online-Casinos gibt es seit 2019. Das erste wurde vom Grand Casino Baden mit jackpots.ch eröffnet. Dann folgte mycasino.ch, und im September sind wir dazugekommen mit swisscasinos.ch.

Wie gross ist der Anteil der Gäste in Online-Casinos gegenüber denjenigen in terrestrischen Casinos?

PILAT: Ich vermute, dass wesentlich mehr Leute online spielen als vor Ort. Es gibt Menschen, die es mögen, unter anderen Menschen zu sein, für die das Spielen ein soziales Erlebnis ist, aber die meisten spielen lieber allein. Man braucht nicht lange, um sich anzumelden, und man muss nicht jedes Mal einen Ausweis vorlegen.

Wie funktionieren Ein- und Auszahlungen?

KOV: Das läuft alles über das Online-Casino. Je mehr Zahlungsmittel man anbietet, umso attraktiver ist das Casino. Je schneller die Auszahlungen erfolgen, umso beliebter ist man. Besser wäre es, man würde zu Hause am PC spielen, aber die meisten Nutzer spielen über das Handy, sicher gegen 98 Prozent.

PILAT: Ein wichtiger Unterschied zwischen Online- und terrestrischen Casinos im Hinblick auf den Sozialschutz, ist: Im Online-Casino sieht man alles, was der Gast macht. Man sieht seine Spieleinsätze, seine Gewinne und so weiter. Er ist praktisch transparent. Im terrestrischen Casino muss man eher ein wenig spionieren.

Sam Kov, 1994 geboren, studierte Wirtschaftsrecht sowie Management und Recht an der ZHAW, Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, in Winterthur. Während des Bachelorstudiengangs begann er im Casino Zürich einen Nebenjob als Gästebetreuer und ist seither bei Swiss Casinos geblieben. Zurzeit arbeitet er dort als Compliance Officer.

Ryszard Pilat, 1969 in Breslau, Polen, geboren, studierte Germanische Philologie an der Universität Breslau. Bereits während der Studienzeit hat er in einem Spielcasino zu arbeiten begonnen, seit November 2003 ist er im Casino St. Gallen tätig. In der Freizeit taucht er gern und ist seit 2019 auch Tauchlehrer.



Bis im Jahr 2000 waren Casinos in der Schweiz verboten. Allerdings gab es in Bars, Kneipen und Spielsalons Slotmaschinen, wie dieses Bild aus dem Jahr 1990 zeigt. Es wurde in Zürich aufgenommen.

«Ich erlebe schon skurrile Sachen»

Christoph Boo gehört zu den besten Croupiers Europas. 2014 und 2019 war er Schweizer Meister. Bestimmt auch, weil er geschickte Hände hat. Boo arbeitet nebenher als Karten-Zauberkünstler.

CHRISTOPH BOO im Gespräch mit OLIVER PRANGE

Herr Boo, Sie sind Croupier und Karten-Zauberkünstler. Warum haben Sie diesen Weg eingeschlagen?

Am ersten Wochenende meiner Volljährigkeit ging ich ins Casino und war fasziniert. Als ich sah, mit welcher Eleganz und Flinkheit der Croupier mit den Karten hantierte, da wusste ich: Das ist meine Berufung. Und Zaubern hat mich schon als Kind begeistert, ich hatte früh einen Zauberkasten. Zauberkünstler bin ich noch heute, aber nur bei Festivitäten als Hobby.

Es gibt viele verschiedene Varianten der Zauberei. Für welche haben Sie sich entschieden?

Ich lasse vor allem Alltagsgegenstände verschwinden und wieder auftauchen. Wie man das macht, ist übrigens kein Geheimnis. Auf YouTube und Google kann man Anleitungen für viele Tricks finden.

Zaubern Sie auch als Croupier am Spieltisch?

Nein. Ich muss natürlich die strengen Regeln einhalten. Aber es macht den Gästen vielleicht schon eine Freude, wie ich mit den Karten umgehen kann. Ich kann sie blitzschnell mischen und sortieren. Das braucht eine gewisse Fingerfertigkeit und Präzision. Ich kann einen Chip-Turm sehr schnell erstellen und, ohne zu zählen, exakt zwanzig Stück abnehmen. Das habe ich im Gefühl.

Können Sie einen Trickbetrüger schneller entlarven als andere?

Das würde ich schon meinen, weil ich viele Tricks kenne. Wenn einer versucht, Karten zu markieren, Zeichen mit dem Fingernagel auf der Rückseite anbringt, dann sehe ich das.

Was machen Sie in diesem Fall?

Ich versuche, dezent meinen Chef zu informieren.

Sie arbeiten vor allem nachts. Wie gehen Sie damit um?

Ich mache das seit über einem Jahrzehnt und habe mich daran gewöhnt. Ich war schon immer eine Nachteule. Um vier oder um acht Uhr morgens gehe ich ins Bett und stehe am Nachmittag auf. Ich kann tatsächlich am Tag besser schlafen als in der Nacht. Das ist mein Rhythmus. Umgekehrt geht es gar nicht mehr. Aber ich brauche schon noch etwas Tageslicht.

In Ihrem Job erlebt man viele Dinge, die nicht alltäglich sind, oder?

Ja, ich erlebe schon skurrile Sachen. Ich habe schon einen Casino-Banküberfall und Schlägereien erlebt.

Einen Überfall?

Ich war erst ein Jahr im Job in Basel, als zehn Maskierte mit Maschinenpistolen ins Casino stürmten, alle bedrohten und die Kassen ausraubten. Ich lag am Boden unter dem Spieltisch. Es geschah aber nichts Schlimmes. Und die Räuber erbeuteten auch nicht viel Geld. Dann gab es einen Gast, der völlig austickte und mit Chips um sich warf. Man musste ihn aus dem Saal zerren. Das war schon skurril. Ein andermal gewann ein Gast beim Roulette 136 000 Franken und gab mir 1000 Franken Trinkgeld. Das ist aber nicht Alltag. Man erlebt im Casino alles: von armen, vereinsamten Menschen bis zu Superreichen. Sie stehen manchmal sogar nebeneinander und spielen am selben Tisch. Welten prallen da aufeinander.

Christoph Boo, 1986 im Aargau geboren, entwickelte schon als Kind eine Vorliebe für Spielkarten. Der gelernte Physiklaborant und Hobbyzauberer entdeckt mit 22 Jahren den Beruf als Croupier für sich. Dass dieser nicht nur Arbeit, sondern Passion bedeutet, stellt er gleich mehrfach unter Beweis. Der zweifache Schweizer Dealer-Meister wird 2022 im Casino von Monte Carlo zum European Dealer Champion gekürt.



Eine Szene aus der Edgar-Wallace-Adaption *Die Toten Augen von London* aus dem Jahr 1961. Klaus Kinski verliert sich als Edgar Strauss beim Roulettespiel.

«Betroffene glauben zuerst, dass sie ein Finanzproblem haben»

Der Weg in die Spielsucht passiert oft schleichend. Der Psychologe Franz Eidenbenz weiss, wie man das Problem frühzeitig erkennen kann und was man tun muss, wenn man nicht mehr aufhören kann, sein Glück im Spiel zu suchen.

FRANZ EIDENBENZ im Gespräch mit OLIVER PRANGE

Wie entsteht Spielsucht?

Spielsucht entsteht, wenn der Spieler die Illusion hat, das Schicksal selbst bestimmen zu können. Oft hatten Betroffene wenig Glück im Leben. Nach dem ersten grösseren Gewinn haben sie unbewusst das Gefühl, das Glück nun auf ihrer Seite zu haben, oder glauben an die zeitnahe Chance eines grossen Gewinns.

Also wie beim Lotto.

Bei Glücksspielen gibt es verschiedene Formen, die auch unterschiedliches Suchtpotenzial haben. Bei Spielautomaten oder beim Roulette spielt nur der Zufall. Bei Sportwetten, Blackjack und Poker kann der Spielausgang mitbestimmt werden. Desgleichen beim Online-Trading und bei der Börsenspekulation bis zu Kryptowährungen. Das Problem ist: Sobald Emotionen ins Spiel kommen, können gefährdete Spieler die eigenen Impulse nicht mehr kontrollieren, und sie halten sich nicht mehr an ihre Vorsätze. Sie können nicht mehr stoppen. Das Resultat ist, dass der Betroffene immer höhere Schulden anhäuft.

Sie setzen Glücksspiel und Börse auf dieselbe Stufe?

Ja, es gibt Ähnlichkeiten, und es melden sich für die Behandlung auch Leute mit einem Börsentradings-Problem. In Therapiegruppen werden die Parallelen der Betroffenen offensichtlich.

Inwiefern ist Schuldenrisiko beim Glücksspiel gegeben?

Spielsucht entsteht meistens, wenn jemand zunächst einen für seine Verhältnisse grossen Gewinn einfährt. Der Betroffene hat dann das Gefühl, dass er das wiederholen kann und so schneller zu Geld kommt als durch Arbeit. Ein Teufelskreis beginnt, indem bei einer Glückssträhne weitergezockt wird, aber auch bei einem Verlust, um diesen wieder wettzumachen. Das braucht immer mehr Geld und führt in eine dramatische Schuldenspirale.

Wie wird Spielsucht diagnostiziert?

Spielsucht ist nach gängigen Diagnosekriterien dann gegeben, wenn die Kontrolle über das Spielen verloren geht, Glücksspiel Vorrang vor anderen Lebensinteressen und täglichen Aktivitäten erhält und trotz offensichtlichen negativen Auswirkungen weitergespielt wird. Die Betroffenen kommen dann auch gedanklich nicht mehr davon los. Schliesslich verursacht das Spielen erheblichen Stress und wird zur unkontrollierbaren Krankheit. Rund ein bis drei Prozent sind problematische Spieler.

Wie sieht eine Therapie von Spielsüchtigen aus?

Ziel der Therapie ist es, anders mit Spielimpulsen umzugehen beziehungsweise diese besser zu kontrollieren. Neben dem Erkennen von auslösenden Situationen geht es auch darum, Ursachen auszumachen und zu verstehen. Am Anfang einer Behandlung möchten viele kontrolliert spielen können. Oft ändert sich das Ziel nach einigen Rückfällen mit der Erkenntnis, dass es für Süchtige sehr schwierig ist, das eigene Spiel im Griff zu haben. Aber zunächst müssen die Finanzen wieder ins Lot gebracht werden. In Zürich gibt es zum Beispiel ein Zentrum für Spielsucht, wo Betroffene in Gruppen offen über ihr Problem reden können. Sie lernen dort, wie sie mit inneren Spannungen und Konflikten umgehen können. Die Ursachen des Spielens sind häufig komplex, und eine Therapie dauert in der Regel ein halbes bis zwei Jahre oder mehr.

Was braucht es, bis Spielsüchtige eine Therapie beginnen?

Betroffene glauben zuerst, dass sie ein Finanzproblem haben und nicht ein Spielproblem. Das kann so weit gehen, dass sie kriminelle Energie entwickeln, also Geld stehlen oder unterschlagen, um zu spielen. Wenn die Kontrolle über das Spielen verloren geht, braucht es meist noch einige Zeit, bis die eigene Sucht erkannt und zugegeben

wird. Man belügt sich und sein Umfeld, bis die Situation ausweglos erscheint. Oft geschieht erst etwas, wenn Angehörige reagieren und Druck machen.

Angehörige spielen also eine wichtige Rolle?

Ja, sie sind natürlich auch betroffen und sind wesentlich für die Motivation der Betroffenen, sich in Behandlung zu begeben. Sie werden in die Therapie miteinbezogen und sind sehr wichtig für den Heilungsprozess.

Wie kann man als Angehöriger Spielsüchtige erkennen?

Betroffene haben kein Geld. Sie sind oft mental nicht präsent, sondern abwesend. Und sie haben nie Zeit, weil sie diese fürs Glücksspiel aufwenden. Oft pumpen sie Leute in ihrem Umfeld oder auch Fremde um Geld an. Sie verspielen ihren Lohn sehr schnell und müssen dann für den Rest des Monats äusserst sparsam leben und können sich nichts mehr leisten.

Wie verhält sich die Situation speziell in der Schweiz?

Das Glücksspiel ist in der Schweiz gut reglementiert. Das heisst, der Spielerschutz ist insgesamt auf einem hohen Level. Die Casinos und Swisslos sind verpflichtet, sich für die Prävention zu engagieren. Etwas zwiespältig kann erscheinen, dass der Staat und damit alle Bürger durch die Unterstützung der AHV von den Spielenden profitiert und der Sport gefördert wird.

Die Casinos in Bregenz und Konstanz sind nicht weit ...

Ja, genauso die Casinos in Lichtenstein. Spieler, die in der Schweiz gesperrt sind, weichen gern ins Ausland aus. Es wäre wünschenswert, wenn man eine grenzübergreifende Sperrung erreichen könnte.

Gibt es Parallelen zwischen dem Geld- und dem Computerspiel von Jugendlichen?

Computerspiele wenden zunehmend Algorithmen an, die ähnlich wie beim Glücksspiel süchtig machen können. Vor allem Kinder und Jugendliche, die auch bis zu vierstellige Beträge für Computerspiele einsetzen, sind hier gefährdet. Es gibt immer mehr Kinder und Jugendliche, die von Spielen oder Social-Media-Anwendungen auf dem Handy süchtig werden. Da sind vor allem die Eltern gefordert. Vom reinen Gamen bis zum Spielen um Geld ist es kein grosser Schritt. Insgesamt kann man jedoch zuversichtlich sein, dass der grösste Teil der Jugendlichen wie schon frühere Generationen lernt, mit digitalen Versuchungen umzugehen und sie sinnvoll zu nutzen.

Franz Eidenbenz ist Fachpsychologe für Psychotherapie. Er arbeitet in seiner Praxis in Affoltern am Albis als Paar- und Familientherapeut. In Zürich hat er das Zentrum für Spielsucht und andere Verhaltenssuchte Radix aufgebaut. 2021 erschien in der Beobachter-Edition sein Ratgeber *Digital-Life-Balance – Bewusst und selbstbestimmt dem Online-Sog begegnen*.

Nächste Doppelseite: Die Haupteinnahmequelle vieler Casinos sind Slotmaschinen. Deswegen stehen in grossen Hotel-Casinos wie dem Rio in Las Vegas oft weit über tausend Automaten zum Spielen bereit.







Peter Sellers [Zweiter von links], Ursula Andress [neben Sellers] und Orson Welles [rechts] 1967 in *Casino Royale*. In der Bond-Parodie spielte Peter Sellers 007.

Immer auf die 17

James Bond verbringt in seinen Abenteuern viel Zeit in Casinos. Er ist ein erfahrener Spieler mit ausgeklügelten Strategien, die ihm satte Gewinne bescheren. Ob das auch gelingt, wenn man sein System einfach kopiert?

Text LEE FERRAN

Ich lehnte an einer Steinmauer und blickte durch die Palmen auf den Ozean. Meine Hoffnung war, dass mich das tiefe Blau des Atlantiks irgendwie entschlossener machen würde. Hinter mir breitete sich ein weitläufiger, gepflegter Rasen aus, und dahinter erhob sich eine schwarz verspiegelte Festung mit riesigen roten Buchstaben auf der Fassade: Casino Estoril. In diesem Moment kamen mir die Worte des James-Bond-Schöpfers Ian Fleming in den Sinn: «Nähern Sie sich Casinos nie mit Scheu oder Ehrfurcht», schrieb er einmal. «Sie sind nichts anderes als Geldautomaten, die von Bankangestellten und Mechanikern bedient werden. Bleiben Sie entspannt und zuversichtlich. Sie gehören zu den wenigen Menschen, die sich wirklich anstrengen, Sie werden gewinnen und aufhören, wenn Sie gewonnen haben. Sie verfügen über einen freien Willen und eiserne Selbstdisziplin. Sie werden die Maschine besiegen.»

Ermutigt durch Flemings Worte, drehte ich mich um und stellte mich meinem Feind. Ich ging zielstrebig über den Rasen zu einem der vielen Eingänge. Und scheiterte zum ersten Mal: Das Casino öffnete erst in drei Stunden. Nun gut. Macht nichts. Ich beschloss, einen Kaffee zu trinken und dann vielleicht einen Spaziergang zu unternehmen – einen entschlossenen Spaziergang natürlich – und dann in drei Stunden zurückzukehren.

Warum war ich überhaupt im sonnigen Küstenort Estoril in Portugal? Nun, Flemings Worte hatten mich hergeführt, und dann sind die Stadt und das Casino in seinen Bond-Büchern legendär, ja sie sollen ihn sogar zur Idee des Superspions inspiriert haben.

Während des Zweiten Weltkriegs blieb Portugal neutral und wurde zu einer Art Fluchtort für Aristokraten, Diplomaten und Militärs beider Seiten, die vorübergehend beurlaubt waren. Einige der wohlhabendsten und mächtigsten unter ihnen zog es in das idyllische Estoril vor den Toren Lissabons und in sein damals glamouröses Casino. Und ihnen folgten wiederum Spione, darunter auch Fleming selbst. Der Autor war ein ehemaliger Offizier des britischen Marinegeheimdienstes, und ihm soll die Idee für den ersten James-Bond-Roman *Casino Royale* durch ein Erlebnis im Casino von Estoril gekommen sein. Damals spielte er angeblich mit einer Gruppe Nazis

ein Kartenspiel mit sehr hohem Einsatz. John Pearson, Autor der Biografie *The Life of Ian Fleming*, schreibt zwar, dass Fleming bei seiner Erzählung ziemlich übertrieben haben soll, aber das ist egal. Eines ist auf jeden Fall wahr: Ohne Estoril kein Bond, zumindest nicht so, wie wir ihn kennen.

Jetzt, mehr als fünfundsechzig Jahre später, trat ich in Flemings Fussstapfen und führte ein kleines Experiment durch: In dem Casino, in dem James Bond ersonnen wurde, wollte ich herausfinden, ob ich mit 007s Spielsystemen und Strategien die Bank knacken könnte. Würde ich es auch schaffen?

Spoiler-Alert: Nein. Natürlich nicht.

James Bond beherrscht jede Menge Glücksspiele, von Baccara (Sean Connery spielt es als Bond 1962 in *Dr. No*; ich weiss sehr wenig über das Spiel) über Texas Hold'em (Daniel Craig zockt es 2006 in *Casino Royale*: ich kenne es gut, halte es aber für ein Sakrileg, da es nicht zur Eleganz des Bond-Universums passt) bis hin zu dem seltsamen Laserschiessspiel in *Never Say Never Again* (1983), bei dem Bond und der Bösewicht in regelmässigen Abständen starke Stromschläge erhalten.

Ich beschloss, es mit Roulette zu versuchen, weil es im ersten Bond-Roman *Casino Royale* eine wichtige Rolle spielte. Da ich aber nicht wie Bond vom Geheimdienst Ihrer Majestät finanziert werde, hatte ich deutlich weniger Geld zur Verfügung als er. Trotzdem gab ich mein Bestes, um drei seiner Strategien so präzise wie möglich zu testen.

Das progressive Spiel: Ein langsames Spiel zu schnell spielen

In *Casino Royale* gewinnt Bond eine ganze Menge Geld, indem er «progressiv auf Rot» spielt. Progressive Systeme bedeuten im Allgemeinen, dass der Spieler seine Einsätze auf der Grundlage des Ergebnisses der letzten Drehung ändert, genauer wird im Roman nicht beschrieben, was Bond eigentlich macht. Mehr zu dieser Strategie schreibt Fleming in seinem Reisebericht *Thrilling Cities*, den er ein Jahrzehnt nach der Veröffentlichung von *Casino Royale* verfasste. Darin findet sich auch die aufmunternde Bemerkung zu Beginn meines



Sean Connery spielt als James Bond Baccara in *Dr. No* [1962]. Baccara gehört zu den Lieblingsspielen Bonds, er versucht sich an ihm in mehreren 007-Filmen. Ziel des Spieles ist, mit drei Karten neun Punkte zu erzielen oder wenigstens näher an diesen Wert zu gelangen als die Mitspieler.



Auch in *Thunderball* aus dem Jahr 1965 spielt Sean Connery als Bond Baccara. Hier gegen den Bösewicht Largo, gespielt von Adolfo Celi [rechts].

Textes. In *Thrilling Cities* berichtet Fleming von einem möglicherweise fiktiven Gespräch über Roulette, das er mit einer Frau in Monte Carlo führte – einem der Schauplätze von *Casino Royale* – und in dem sie fragt, ob James Bond ein unfehlbares System habe. «Weißen Sie mich ein? Oder ich werde nie wieder mit Ihnen sprechen», sagt sie.

Fleming erzählt ihr von einem progressiven System, bei dem der Spieler im Grunde ausschliesslich auf Rot oder Schwarz (oder eine andere Wette im Verhältnis 50:50) setzt, und wenn er gewinnt, behält er seinen Einsatz bei. Verliert er aber, erhöht er den Einsatz auf der Grundlage einiger schneller Berechnungen und macht weiter, wobei er jedes Mal mehr riskiert, wenn er verliert. Flemings Beschreibung ist dem sogenannten Labouchère-System entnommen. Wenn Sie also mehr über die Details dieser Strategie erfahren möchten, sollten Sie sich mit diesem System beschäftigen.

Bei meinem Experiment bin ich sofort auf ein Problem gestossen. In *Thrilling Cities* spielt Fleming in einem Casino, in dem der zu setzende Mindestbetrag ziemlich niedrig ist und seine Brieftasche nicht sonderlich schnell leert. Das Casino in Estoril war nicht so freundlich, und ich musste von Anfang an mehr Geld auf den Tisch legen, als ich ursprünglich geplant hatte. Mit dem Geld, das mir zur Verfügung stand, konnte ich zwar das progressive System ausprobieren, aber schon eine kurze Serie von Pech hintereinander wäre für mich fatal gewesen.

Das Beste an diesem System ist vielleicht, dass man seine Einsätze auf einem kleinen Notizblock mit Bleistift und Papier festhalten muss. Zusammen mit einem halb ernsten, halb gelangweilten Gesichtsausdruck erweckt dies bei den Zuschauern Eindruck. Sie glauben, dass man genau weiss, was man tut. Doch in Wirklichkeit hatte ich ja meine Tipps von einem fiktiven Geheimagenten und einer wahrscheinlich erfundenen Unterhaltung erhalten.

Jedenfalls setzte ich bei der ersten Drehung auf Rot, wie Bond es getan hatte, und wartete, während die weisse Kugel um das sich drehende Rad hüpfte und mich mit jedem Wackeln zu einem reicheren oder ärmeren Mann machen konnte. Schliesslich kam sie auf der 28 zu liegen. Schwarz. Aha. Pech, gleich zu Beginn. Ich hielt mich an das System, erhöhte meinen Einsatz wie vorgeschrieben und blieb bei Rot. Ich würde mich nicht abschrecken lassen. Und für meine Standhaftigkeit wurde ich zweimal hintereinander belohnt: 32 Rot und dann 18 Rot. Es lief. Aber dann, ein Orkan. 11 Schwarz. Einsatz erhöhen. 10 Schwarz. Einsatz erhöhen. 13 Schwarz. Gescheitert.

Fleming hatte das Spiel mit diesem System als ein langfristiges Unterfangen beschrieben und machte viel Aufhebens davon, dass man einen Stuhl am Tisch haben sollte, um den zermürbenden stundenlangen Prozess zu ertragen. Für mich war es in weniger als zehn Minuten vorbei.

Das Back-up: Ein Bond-Favorit

Ich war aber nicht nach Estoril gereist, um weniger als zehn Minuten zu spielen. Zum Glück gibt es in *Casino Royale* noch eine andere Strategie. Das zweite System, «eines von Bonds (britischen) Lieblingsgambits», wird im Roman klar beschrieben und ist unkomplizierter: Der Spieler platziert zwei Wetten, die jeweils einen Satz von zwölf Zahlen umfassen, was bedeutet, dass von den insgesamt 37 Zahlen 24 durch die Wette abgedeckt sind. Der Einsatz bleibt jedes Mal derselbe. Bei dieser Strategie riskiert der Spieler doppelt so viel für einen geringeren Gewinn pro Runde, aber dafür sollte er häufiger gewinnen – in fast zwei Dritteln der Fälle. (Es sind «fast» zwei Drittel und nicht genau zwei Drittel, weil die grüne Null die saubere Mathematik durcheinanderbringt.)

Da die Mindesteinsätze für die Ein-Drittel-Wetten nicht besonders erschwinglich sind, hatte ich das gleiche Problem mit meinem Kapital wie zuvor. Ich konnte nicht lange durchhalten, wenn die Dinge schlecht liefen. Zum Glück brachte mich das Schicksal dieses

Mal wenigstens nicht in Verlegenheit. Anders als zuvor variierte ich die Zahlensätze, auf die ich setzte, von Runde zu Runde und setzte abwechselnd auf das unterste und das mittlere Drittel sowie auf das mittlere und das oberste Drittel – aus irgendeinem Grund fühlte ich mich gezwungen, die meiste Zeit die mittleren Zahlen im Spiel zu behalten. Am Anfang sah es für mich düster aus, denn irgendwie schaffte ich es, meine Zwei-Drittel-Wette zweimal hintereinander zu verfehlen. Es wurde also sofort wieder brenzlich. Aber dann hatte ich eine Glückssträhne und gewann acht der nächsten neun Spiele.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich einen bescheidenen Gewinn erzielt, und wenn ich Flemings Worten gefolgt wäre, hätte ich aufgehört. Aber ich bin offenbar ein Mensch, dem es an «freiem Willen und eiserner Selbstdisziplin» mangelt, also spielte ich weiter. Was folgte, war eine langsame, scheinbar unvermeidliche Talfahrt. Bei den nächsten acht Würfeln hatte ich nur noch die Hälfte gewonnen – ich verlor also doppelt so viel, wie ich gewann – und lag nur noch um Haaresbreite unter meinem ursprünglichen Buy-in. Ich hörte auf.

Der Dumme

Na gut, diese Wette ist keine von James Bond im eigentlichen Sinne, aber für viele Menschen ist Sean Connery der wahre Bond, und diese Strategie ist seine. Die Geschichte besagt, dass Connery 1964 im Casino de la Vallée im italienischen Saint-Vincent hohe Einsätze nur auf die Zahl 17 setzte. Auf eine einzige von 37 möglichen Zahlen zu wetten, bringt nicht gerade die beste Trefferquote. Um das zu erkennen, muss man kein Mathematiker sein. Aber Connery gewann. Und dann noch einmal. Und noch einmal. Für Wetten auf einzelne Zahlen wird am meisten ausgezahlt, sodass Connery das Lokal als ziemlich reicher Mann verlassen konnte. So die Legende.

Auch ich setzte nur auf die 17. (Und auch auf die 22, die Zahl, mit der man auf dem manipulierten Roulettetisch in *Casablanca* garantiert gewinnt.) Es wird Sie nicht überraschen, dass die 17 nie kam – weder beim ersten noch bei den anderen drei Versuchen. Auch keine 22. Hin und wieder fand die Kugel die Zahlen zwar, aber nicht, als ich die Strategie anwendete. Also zählt das nicht.

Ergebnis: Wenn das Geld ausgeht

Letztlich war ich ärmer als zuvor. Ich bin eben nicht James Bond (oder Sean Connery), aber was noch wichtiger ist: Ich lebe nicht im James-Bond-Universum. In diesem Universum hat James Bond ein System, das tatsächlich die Bank schlägt. Aber in diesem Universum überlebt er auch Stürze von Klippen und springt in abstürzende Flugzeuge, um sie abzufangen. Hat das jemand wirklich jemals geschafft? Nun ja.

Ich gab also dem Hoteldiener kein unverschämtes hohes Trinkgeld und hüpfte nicht in meinen Aston Martin, um die portugiesische Küste hinunterzucruisen. Stattdessen verliess ich das Casino und verschwand still durch den Innenhof, der am Abend wunderschön beleuchtet war, in Richtung Bahnhof. Dort wartete ich auf die nächste Fahrt nach Lissabon.

Lee Ferran ist ein amerikanischer Investigativjournalist. Er arbeitete lange für ABC News. Seit 2017 betreibt er die Newsseite *Code and Dagger* und ist Redaktor beim Onlinemagazin *Breaking Defense*.

Im Fieber

Fjodor Dostojewski war spielsüchtig, verlor Unmengen an Geld in Baden-Baden, in Roulettenburg, wie er die Bäderstadt in seinem Roman *Der Spieler* nennt. Dort beschreibt er genau, in welche Abgründe das Glücksspiel führen kann, aber auch zu welchen Höhen. Wie in diesem Auszug.

Text FJODOR DOSTOJEWSKI

Es war Viertel nach zehn; ich betrat den Spielsaal so hoffnungsvoll und gleichzeitig in einer solchen Erregung, wie ich sie noch nie erlebt hatte. In den Spielsälen bewegte sich noch ziemlich viel Publikum, wenn auch nur halb so viel wie am Vormittag.

Nach zehn Uhr bleiben an den Spieltischen nur die echten, eingeschworenen Spieler, diejenigen, für die in den Bädern nichts existiert ausser Roulette, die einzig seinetwillen angereist sind, die kaum darauf achten, was um sie her geschieht, und sich während der ganzen Saison für nichts Weiteres interessieren, als nur vom Vormittag bis in die Nacht hinein zu spielen, sogar die ganze Nacht hindurch bis zum Morgengrauen, wenn es erlaubt wäre. In der Regel ziehen sie unwillig von dannen, wenn das Roulette um Mitternacht geschlossen wird. Und wenn der älteste Croupier, kurz vor Schluss, gegen Mitternacht verkündet: «Les trois derniers coups, Messieurs!», sind sie gelegentlich bereit, bei diesen letzten drei Coups das Letzte zu setzen, was sie in den Taschen haben – und verlieren gerade dann am häufigsten. Ich begab mich zu demselben Tisch, an dem kürzlich Babuschka gegessen hatte. Es war kein grosses Gedränge, sodass ich sehr bald an dem Tisch einen Stehplatz bekam. Unmittelbar vor mir, auf dem grünen Tuch, stand ein Wort: «Passe». «Passe» – das ist die Zahlenreihe von neunzehn bis sechsunddreissig einschliesslich. Die erste Reihe, von eins bis achtzehn einschliesslich, heisst «Manque»: Aber was ging mich das an? Ich überlegte nicht und habe nicht einmal gehört, welche Zahl vorher gekommen war, erkundigte mich nicht einmal danach, bevor ich zu spielen begann, was jeder einigermaßen erfahrene Spieler tut. Ich zog meine zwanzig Friedrichsdor aus der Tasche und warf sie auf das vor mir stehende «Passe».

«Vingt-deux!», rief der Croupier.

Ich hatte gewonnen – und setzte wieder, alles: den früheren Einsatz und den Gewinn.

«Trente et un!», rief der Croupier. Wieder gewonnen! Alles in allem besass ich also achtzig Friedrichsdor! Ich schob diese achtzig auf die zwölf mittleren Zahlen (dreifacher Gewinn, allerdings zwei Chancen, zu verlieren) – das Rad drehte sich, es kam vierundzwanzig. Man reichte mir drei Rollen zu fünfzig Friedrichsdor und zehn Goldmünzen; zusammen mit dem früheren Gewinn verfügte ich jetzt über zweihundert Friedrichsdor.

Ich war wie in Trance, schob diesen ganzen Haufen Geld auf Rot – und kam plötzlich zu mir! Nur ein einziges Mal an diesem gan-

zen Abend, solange ich spielte, hauchte mich die Angst eiskalt an und liess meine Arme und Beine zittern. Entsetzt fühlte ich, und es wurde mir blitzartig bewusst: Was würde es bedeuten, jetzt zu verlieren! Mein ganzes Leben stand auf dem Spiel!

«Rouge!», rief der Croupier, und ich holte Atem; mein ganzer Körper glühte wie im Fieber. Man zahlte mich in Banknoten aus; alles zusammen viertausend Florin und achtzig Friedrichsdor! (Ich war damals noch imstande zu zählen.)

Darauf setzte ich, soweit ich mich erinnere, zweitausend Florin abermals auf die zwölf mittleren Zahlen und verlor; ich setzte meine Goldmünzen und achtzig Friedrichsdor und verlor. Eine masslose Wut bemächtigte sich meiner: Ich packte meine letzten gebliebenen Florin und setzte auf die zwölf ersten – einfach so, blindlings, ohne zu überlegen! Es gab, übrigens, den Augenblick einer Erwartung, eines Eindrucks, der möglicherweise dem Eindruck der Mme Blanchard ähnlich war, als sie in Paris aus dem Luftballon auf die Erde zuflog.

«Quatre!», rief der Croupier. Im Ganzen, zusammen mit dem früheren Einsatz, besass ich wieder sechstausend Florin. Ich fühlte mich nun als Sieger, ich fürchtete nun nichts, gar nichts mehr und warf viertausend Florin auf Schwarz. Es waren ungefähr neun Menschen, die eilig meinem Beispiel folgend auf Schwarz setzten. Die Croupiers warfen einander bedeutungsvolle Blicke zu und raunten sich etwas ins Ohr. Es wurde rundum geflüstert und gewartet.

Es kam Schwarz. Von nun an weiss ich nichts mehr von der Höhe und der Reihenfolge meiner Einsätze. Ich weiss nur noch, wie im Traum, dass ich bereits an die sechzehntausend Florin gewann; wie ich plötzlich durch drei unglückliche Einsätze zwölftausend verlor; wie ich die letzten viertausend auf «Passe» schob (aber beinahe empfindungslos; ich habe nur gewartet, irgendwie mechanisch gewartet, ohne zu denken) – und wieder gewann; darauf gewann ich noch viermal hintereinander. Ich erinnere mich nur noch, dass ich das Geld zu Tausenden zusammenscharte; ich erinnere mich auch noch, dass am häufigsten die mittleren zwölf gewannen, bei denen ich nun fortlaufend blieb. Sie tauchten irgendwie regelmässig auf – wiederholten sich drei- oder viermal hintereinander, um anschliessend zweimal zu verschwinden, um abermals drei- oder viermal hintereinander wiederzukommen. Eine solche verblüffende Regelmässigkeit tritt manchmal serienmässig auf – und gerade dies verunsichert die eingelebten Spieler, die ihre Chancen mit dem



Porträt von Fjodor Dostojewski aus dem Jahr 1872, gemalt von Wassili Grigorjewitsch Perow.

Blick in das Casino Baden-Baden, das sich seit 1824 im dortigen Kurhaus befindet. Im 19. Jahrhundert war Baden-Baden ein beliebtes Sommer-Reiseziel für den europäischen Adel, für Künstler und Schriftsteller.



Bleistift in der Hand berechnen. Welch grauenhaften Spott treibt mit ihnen das Schicksal!

Ich glaube, seit meiner Ankunft mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein. Plötzlich liess mich der Croupier wissen, dass ich dreissigtausend Florin gewonnen habe, und da die Bank für eine grössere Summe auf einmal nicht aufkomme, müsse das Roulette bis zum nächsten Vormittag geschlossen bleiben. Ich sammelte mein Gold ein, verstaute es in den Taschen, raffte die Banknoten zusammen und zog dann an einen anderen Spieltisch, in einem anderen Spielsaal, wo sich ein anderes Roulette befand; die Menschenmenge drängte mir nach; dort wurde mir sofort Platz gemacht, und ich begann von Neuem zu setzen, ohne zu zählen und ohne zu rechnen. Es ist mir unfasslich, was mich rettete!

Hin und wieder blitzte übrigens in meinem Kopf etwas wie Überlegung auf. Ich hielt mich an irgendwelchen Zahlen und Chancen fest, um sie bald wieder fallen zu lassen, und setzte abermals fast besinnungslos. Ich muss wohl sehr zerstreut gewesen sein; ich erinnere mich, dass die Croupiers meine Einsätze korrigierten. Mir unterliefen grobe Fehler. Meine Schläfen waren schweissnass, und meine Hände zitterten. Gelegentlich tauchten die dienstbeflissenen Polen auf, aber ich nahm niemand wahr. Das Glück nahm kein Ende! Plötzlich erhoben sich laute Stimmen und Lachen. «Bravo, bravo!», rief man und klatschte sogar in die Hände. Ich hatte auch hier dreissigtausend gewonnen, und das Roulette musste bis zum nächsten Tag ebenfalls geschlossen werden.

«Gehen Sie, gehen Sie», flüsterte mir eine Stimme von rechts zu. Es war ein Frankfurter Jude, er hatte die ganze Zeit an meiner Seite gestanden und mir, glaube ich, gelegentlich beim Spiel geholfen.

«Gehen Sie, um Gottes willen, gehen Sie», flüsterte eine andere Stimme an meinem linken Ohr. Ich sah flüchtig hin. Es war eine sehr bescheiden und anständig gekleidete Dame, um die dreissig, mit einem krankhaft blassen und müden Gesicht, das immer noch Spuren einer einstigen Schönheit trug. In diesem Moment stopfte ich gerade die zusammengeknüllten Banknoten in die Taschen und sammelte die herumliegenden Goldmünzen ein. Ich griff nach der letzten Rolle mit fünfzig Friedrichsdor und drückte sie ganz unauffällig der blassen Dame in die Hand; ich folgte damals einem unwiderstehlichen Wunsch, und ihre schmalen, mageren Fingerchen, ich weiss es noch, drückten zum Zeichen lebhaftester Dankbarkeit fest meine Hand. Das alles geschah in einem Augenblick.

Nachdem ich alles eingesammelt hatte, begab ich mich rasch zu Trente et quarante.

Bei Trente et quarante trifft sich das aristokratische Publikum. Das ist nicht Roulette, es sind Karten. Hier garantiert die Bank hunderttausend Taler auf einen Schlag. Der höchste Einsatz ist gleichfalls viertausend Florin. Ich hatte von dem Spiel keine Ahnung und wusste nur, dass man auch hier auf Rot und Schwarz setzen konnte. Und danach richtete ich mich. Die Besucher des Saals versammelten sich um mich. Ich weiss nicht mehr, ob ich während dieser Zeit auch nur ein einziges Mal an Polina gedacht habe. Ich empfand damals eine unstillbare Lust beim Packen und Bündeln der Banknoten, die sich immer höher vor mir aufhäuften.

In der Tat, es schien eine Fügung des Schicksals. Dieses Mal, ausgerechnet dieses Mal, wiederholte sich ein Umstand, der beim Spiel übrigens gar nicht einmal selten ist. Das Glück, zum Beispiel, kann sich an das Rot heften und ihm zehn, ja sogar fünfzehn Mal die

Treue halten. Ich habe erst vorgestern gehört, dass das Rot in der letzten Woche zweiundzwanzig Mal hintereinander gekommen ist, an einen solchen Fall konnte man sich beim Roulette nicht einmal erinnern und erzählte voller Staunen davon. Selbstverständlich verzichtet man sofort auf Rot, schon nach dem zehnten Mal traut sich keiner mehr, darauf zu setzen. Aber auch auf Schwarz, das Gegenteil von Rot, traut sich von den erfahrenen Spielern keiner, auch nur einmal zu setzen. Der erfahrene Spieler weiss, was eine solche «Hartnäckigkeit des Schicksals» bedeutet. Man kann, wie es scheint, nach sechzehnmal Rot annehmen, das siebzehnte Mal müsse unbedingt Schwarz bringen. Neulinge fallen darauf scharenweise herein. Sie verdoppeln und verdreifachen die Einsätze auf Schwarz und verlieren fürchterlich.

Ich aber, aus irgendeiner sonderbaren Hartnäckigkeit, hatte mich, sobald ich merkte, dass Rot siebenmal nacheinander gekommen war, absichtlich darauf kapriziert. Ich bin überzeugt, dass es halb aus Ehrgeiz geschah; es ging mir darum, die Zuschauer durch rasenden Wagemut zum Staunen zu bringen – oh, diese eigentümliche Empfindung –, und ich weiss es noch ganz deutlich, dass mich plötzlich tatsächlich, ohne den herausfordernden Ehrgeiz, ein unstillbarer Durst nach einem Risiko gepackt hatte. Vielleicht war dieser Durst, nachdem die Seele so viele Empfindungen auskostet hatte, nicht gestillt, sondern nur gereizt und verlangte weitere Empfindungen, immer heftigere und heftigere, bis zur vollständigen Erschöpfung. Und wirklich, ich übertreibe nicht, wenn die Spielregel es erlaubt hätte, fünfzehntausend Florin auf einmal zu setzen – ich hätte sie gesetzt. Ringsum erregtes Rufen, es sei Wahnsinn, Rot sei bereits dreizehn Mal gewesen!

«Monsieur a gagné déjà cent mille florins», hörte ich eine Stimme in meiner Nähe.

Plötzlich kam ich zu mir. Wie? Ich hatte an diesem Abend hunderttausend Florin gewonnen! Brauchte ich denn etwa mehr? Ich raffte die Banknoten zusammen, zerknüllte sie, füllte damit, ohne zu zählen, die Taschen, schob mein ganzes Gold zusammen, sämtliche Rollen, verstaute es und rannte aus dem Casino. Man lachte, als ich durch die Säle ging, über meine abstehenden Taschen und meinen unter der Goldlast schwankenden Gang. Ich glaube, sie wog wesentlich mehr als ein halbes Pud. Einige Hände streckten sich mir entgegen; ich gab jeweils so viel, wie die Hand in der Tasche fasste. Zwei Juden sprachen mich beim Ausgang an.

«Sie sind mutig! Sie sind sehr mutig!», sagten sie zu mir. «Aber reisen Sie morgen früh ab, so früh als möglich, sonst werden Sie alles, alles verspielen ...»

Fjodor Dostojewski, 1821 in Moskau geboren und 1881 in St. Petersburg gestorben, schrieb mit *Schuld und Sühne*, *Die Brüder Karamasow* oder *Der Idiot* einige der bekanntesten Werke der Weltliteratur. *Der Spieler* ist sein kürzester Roman. Über ein Jahr hatte er trotz Vertrag mit einem Verlag keine Zeile geschrieben. Als die Deadline drückte, diktierte er seiner späteren Frau, der Stenotypistin Anna Snitkina, den kompletten Roman in sechsundzwanzig Tagen.



Casinos in der kambodschanischen Küstenstadt Sihanoukville, die sich immer mehr zur Glücksspielmetropole für Chinesen entwickelt. Zehntausende von ihnen reisen aus dem aufstrebenden Land ein und werfen rund um die Uhr Geld in Slotmaschinen, verlieren und gewinnen am Spieltisch. In ihrer Heimat ist das verboten. Viele träumen von einem zweiten Macau, von dem die Einheimischen aber nicht viel haben dürften. Denn die meisten Casinos gehören Chinesen. Von den Kambodschanern wird der chinesische Einfluss deswegen kritisch gesehen.

Ein Pistolenschuss ist nie zu hören

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts reiste der Maler André Castaigne nach Monte Carlo. Er traf auf Blender, Snobs, falsche und echte Adlige, gefangen in ihrer Spielsucht und dem Wunsch nach schnellem Reichtum. Und immer bedroht vom Ruin. Ein Sittengemälde.

Text **ANDRÉ CASTAIGNE**

Man geht nach Monte Carlo, weil man den Ort bewundernswert schön findet. Sagen die, die ihr Laster scheinbar entschuldigen wollen, was nur zu verständlich ist. Keiner geht dorthin, um zu spielen. Klar! Man spielt einen Louis (Jeton im Wert von 20 Franken) nur so zum Spass; dann zwei; dann zehn. Man verliert, bekommt das Fieber, und die Leidenschaft für das Spiel ergreift Körper und Seele. Nur wenige entkommen. Der Einfluss des Spieles ist subtil zwingend. Für viele, die ihr Geld riskieren, ist das grösste Ziel, zur exklusiven Gruppe derjenigen zu gehören, die es geschafft haben, die Bank zu knacken. Es ist der Treffpunkt der reichen Taugenichtse, des wahren und falschen Adels und der reichen Dekadenten, deren Vermögen ihre Laster aufgehoben haben und die nun alles beim Würfelspiel riskieren.

Das azurblaue Meer, der halb zwischen Blumen verborgene Palast, die blauen Schleier am Horizont, dieses herrliche Land, in dem das Violett der untergehenden Sonne zwischen den Marmorsäulen in einer Flut von Schönheit glimmt – Sonnenuntergänge, die einen William Turner entzücken würden –, all das ist nur der Hintergrund für die satte und träge Bohème, hinter der arroganten und hochmütigen Silhouette der Passanten. Eine rastlose Schar, Typen aller Nationalitäten der Welt umfassend, die zwischen den beiden Séancen des Spiels hin und her spaziert.

Prinzen, Prinzen, Prinzen

Jeder flaniert mit einem seltsamen Hauch von Bedeutung. Das einzige Motiv scheint zu sein, den Nächsten zu täuschen und für eine grosse Persönlichkeit gehalten zu werden; und tatsächlich gibt es

viele Prinzen – montenegrinische, russische, serbische, bulgarische –, die Karten mit Wappen austauschen, in wahrhaft königlicher Manier den Kopf hoch tragen und sich im Vorbeigehen heimlich aus den Augenwinkeln kritisieren und inspizieren.

Und dann gibt es den Monte-Carlo-Boy und den Monte-Carlo-Prinzen. Der Erstere ist ein guter Kerl, reich – in neun von zehn Fällen ist er Amerikaner, der London, Paris, den Rhein und die Schweiz in acht Tagen bereist –, er macht auf dem Weg nach Italien halt in Monte Carlo. Er riskiert ein paar Dollar beim Roulette, gewinnt oder verliert und reist ab. Der Boy von Monte Carlo reist gewöhnlich ohne Kammerdiener, weil er ihn für Ballast hält, mit dem er sich der europäischen Langsamkeit hingeben würde; hingegen der Prinz von Monte Carlo ... ohne Kammerdiener? Niemals! Schon beim Anblick seiner parfümierten Haut und seines glatten Haares, seiner aufgemalten Augenbrauen, seines sorgfältig gekräuselten Schnurrbartes, seiner mit zu vielen Goldringen übersäten Finger und seiner grossen Diamanten, die in keinem Verhältnis zu seiner Geldbörse stehen, würden die Hotels ihre Türen vor ihm schliessen und die Tresore sich von selbst verriegeln. Allein sieht er aus wie ein Taschendieb. Könnte man aber einen Mann verdächtigen, den ein riesenhafter Kammerdiener «Monseigneur» nennt? Niemals, im Gegenteil, die Zeitung kündigt seine Ankunft an, er ist Monsieur le Duc, Signor Conte, Mylord Soundso, Herr Wohlgeboren, Señor, Marqués, Bey, Bayard, Pascha, Rajah. Auf der Strasse grüssen sie sich gegenseitig, und die Damen werden überaus freundlich. «Stell dir vor, meine Liebe, ein Prinz! Er besitzt zweifellos einen Palast in Paris – wäre er nicht ein wunderbarer Begleiter für diesen Winter!» Für sie alle, die sich in der



Seit seiner Gründung im Jahr 1856 wurde das Casino in Monte Carlo mehrere Male umgebaut und erweitert. Seine Fassade ist aber seit 1881 nahezu unverändert.

Bewunderung von Titeln, von Glanz und von Millionen verlieren, ist das Wort Prinz magisch. Es ist das Schlüsselwort ihrer Träume. Alte, historische Schlösser, Feste, hervorragende Herkunft, zukünftige gute Zeiten. Ach, wenn eine Fee sie doch nur die halbe Wahrheit sehen liesse und ihnen die grosse Mehrheit der sogenannten Prinzen so zeigen könnte, wie sie sind! Doch natürlich gibt es auch einige wahre Prinzen. Dieser kleine Zwerg von einem Mann zum Beispiel, mit der Mopsnase und dem Bart einer Wildkatze, der seinen Diener ruft und der ihm mit einem «Monseigneur» antwortet, er ist gekommen, um das Geld, das er mit dem Verkauf von Wein an russische Bauern verdient, beim Roulette zu riskieren, und zwar in dem kleinen hölzernen Hinterzimmer. Und seinen Palast zu Hause und seine riesigen Wälder in der russischen Ebene und die Hütte, aus der der schwere Geruch des Alkohols weht, der beste Teil seiner Einkünfte, er verspielt alles beim Roulette, mit einer einzigen Drehung des Rades.

Und bald wird der völlig ruinierte Monseigneur ein pathetisches Spektakel aufführen und Monte Carlo verlassen. Ohne den Klang von Tamburinen oder Trompeten – und ohne Diener.

Der Baron, der Schmarotzer und das Gold

Eine traurige Angelegenheit ist übrigens das Leben eines Kammerdieners in Monte Carlo. Wenn das Rouletterad schliesslich alle Schlösser Spaniens dem Erdboden gleichgemacht hat, flieht der Herr, und dem Kammerdiener bleibt nur die Genugtuung, in wahrer Komödienmanier die Faust gen Himmel zu recken und vergeblich nach seinem nicht gezahlten Lohn zu rufen. Aber der Meister ist weg und kehrt nie wieder zurück. Die Beys und Paschas suchen woanders

nach Dummköpfen, die ihnen glauben, oder nehmen, angewidert von ihrem Schicksal voller Pech, ihr altes Geschäft als Kuriere adliger Familien, Höflinge in Belgrad oder Stambul, Dolmetscher in Hotels in Smyrna, in Beirut, in Kairo wieder auf.

Neben diesen Prinzen sind auch edle Unbekannte dabei. Schauen Sie sich den einen an, der ruhig und verächtlich auf die anderen Spieler blickt, die ihre faltigen, ängstlichen Gesichter über den Roulettetisch und den Tisch von Trente et quarante beugen. Mit welcher Unbekümmertheit hält er die Banknotenrolle in seiner aristokratischen Hand! Mit kaiserlicher, königlicher Gleichgültigkeit gewinnt oder verliert er, an seiner Seite, halb Wolf, halb Fuchs, das Monokel im Auge, der Pariser Boulevardier, der Direktor einer Skandalzeitung, der Schmarotzer, der immer dort zu finden ist, wo es sich gut leben lässt, und dessen Blick auf die erfolgreichen Spieler gerichtet ist und nicht auf das Spiel selbst. Der deutsche Baron, der sich in seinem Sessel räkelt, schaut mit seiner blauen Brille auf den Roulettetisch und beobachtet das Spiel. Weiter hinten holt der unvermeidliche Verrückte mit der runzligen Stirn und dem unfehlbaren Gewinnsystem sein Notizbuch heraus, macht sich Notizen, prüft die Zahlen, wiederholt zum hundertsten Mal die Berechnung, die eines Tages die Bank sprengen muss. Nicht weit entfernt von ihm macht eine der Spielerinnen ihren Einsatz und kaut ängstlich auf ihren Handschuhen herum, während sich das Rouletterad dreht. Andere Tische in der grossen Halle sind wie dieser, umgeben von aufmerksamen, fiebrigen Spielern, zunächst gleichgültig, dann nach und nach von der Lust am Spiel ergriffen, von der höllischen Leidenschaft verklärt, der Anblick von Gold scheint sie zu berauschen. Gold – Gold – Ver-

gnügungen, Bankette, Pferde, Champagner – Gold, um zu geniessen, um wieder jung zu werden, um zu leben. Alles auf einmal, ohne Warten, ohne Arbeit, wenn nur das Glück günstig ist. Ihre ausgedörrten Lippen schweigen, aber man meint, ihr Herz schlagen zu hören. Das Rad dreht sich; seine roten Reflexionen lassen es wie die Sonne leuchten; mit seinen Strahlen erhellt es die Gesichter, setzt eine Flamme in die hungrigen Augen; ein Licht, mit einem Hauch von Geheimnis und Schrecken versehen. In der prächtigen Halle herrscht eine bedrohliche Stille. Die Säulen mit ihren goldenen Kapitellen, die vergoldeten Mosaik, die Gemälde, auf denen vor goldenem Hintergrund die prächtigen Gruppen von Göttinnen und Amoretten zu sehen sind, die schwere, mit Gold überzogene Decke – all das scheint mit der Leidenschaft der Spieler im Einklang zu stehen, und von Zeit zu Zeit sind kurze Töne zu hören: «Rien ne va plus», «Rouge gagne», «Rouge perd», das Geräusch einer Harke, die das Gold und die Geldscheine auf dem Tisch einsammelt, ein leichtes Scharren von Stühlen, die hin und her bewegt werden, «Faites vos jeux», und dann Stille. Wieder dreht sich das Rad.

Der Tratsch der Verlierer

Es ist wirklich seltsam, die Menge zu beobachten, wenn alles vorbei ist. Da ist der alte Verrückte, der mit Zettel und Bleistift in der Hand seine Berechnungen wiederholt und nichts von seinem System versteht: «Dabei war es das doch, der Plan sollte gelingen, ach, egal, morgen wird es passieren.» Und der alte Visionär gestikuliert, korrigiert seine Notizen und redet leise mit sich selbst, als wolle er ein Kind in den Schlaf wiegen. Eine der Frauen hat verloren. Sie macht sich darüber lustig: «Pech im Spiel, Glück in der Liebe, sagt das Sprichwort.» Sie strahlt und geht stolz am Arm ihres Verehrers Prinz X, den man für den Sieger hält, aus dem Haus, und dann ist da noch die triumphierende Königin, die trotz ihres Rouges nicht schön ist, aber Glück hatte. Sie verwahrt das Gold und die Geldscheine in ihrer kleinen Tasche, wo sie brüderlich mit ihrer Puderdose und ihrem Schildpattkamm klirren. Sie hat gewonnen. Morgen werden die Zeitungen ihren Sieg verkünden, das wird wiederum andere ermutigen, ihr Glück zu versuchen. Laute der Bewunderung gehen ihr voraus und folgen ihr. Sie bewundern sie, ja, sie ist fast hübsch. Hinter ihr zwirbelt der Boulevardist seinen Schnurrbart und beschliesst, ihr den Hof zu machen.

Diese Männer und Frauen spazieren unter den Palmen, versammeln sich hier und dort in Gruppen und atmen die Frische des Abends nach einem langen, arbeitsreichen Tag. Der Tratsch beginnt. Mit einem Satz verurteilt einer die ganze Gesellschaft. Nichts entgeht ihrem Sarkasmus. Sie fluchen in allen Sprachen. Die unglücklichen Spieler üben sich in ihrer Verachtung gemeinsam und amüsieren sich über die neuesten Aufreger aus Paris und London, kommentieren die Geschichte der schönen Madame Y aus Florenz und die Skandale in den verschiedenen Wintersportorten, lästern über die Passanten: «Apropos Idioten, seht euch das mal an...» – «Der kleine Bucklige?» – «Kein Buckliger. Es ist Z, der psychologisierende Romanautor. Er geht gebückt, wie einer, der sich unter der grossen Last des Lebens beugt.» – «Und diese hübsche kleine Brünette, die ihm den Arm reicht!» – «Das ist die italienische Sängerin. Er geht nur noch mit ihr aus, seit er in einem seiner Romane sagte: «Die italienische Frau glaubt sich nicht geliebt, bis man für sie ein Verbrechen begeht», und er will sich selbst glauben machen, dass er fähig ist, aus Liebe ein Verbrechen zu begehen.» – «Inzwischen spielt er wie ein Verrückter.» – «Und er gewinnt. Du kennst doch das Sprichwort

«Glück im Spiel...» Weiter hinten raucht eine andere Gruppe Zigarren und beobachtet die Passanten. «Siehst du, da geht M, der ehemalige Minister.» – «Ah ja», schreit eine Stimme, «der, den die Zeitungen «einen ehrlichen Mann» nennen.» – «Und warum nicht? Ein ehrlicher Mann ist auch eine Sorte Mensch.» – «Eine Sorte, die beim Roulette das verliert, was sie an Macht gewinnt.» Auf der Promenade wird in der Stille des Abends die Bosheit in Strömen ausgegossen, und zum Klang des Orchesters in der Ferne wandert die Menge zum Speisesaal. Die grossen Hotels, die überall über die Hügel verstreut sind, sind hell erleuchtet. Der Duft der Blumen, der Küche und des Tabaks vermischt sich mit dem Geruch des Meeres. Die Glocken für die verschiedenen Tische läuten. Die Menge trennt sich, um sich nach einer Weile wieder in den vergoldeten Spielsälen zu treffen. In einer Ecke schreibt ein englischer Reporter, der einsam und traurig dreinschaut, all dies für den *Morning Telegram* auf, der ihn um einen detaillierten Bericht über die französische Gesellschaft gebeten hat.

Vom Paradies zur Stadt der Snobs

Vor einigen Jahren war Monte Carlo im allgemeinen Sprachgebrauch ein bedauernswertes Stück Erde; nur ein prächtiger Felsen an der Küste, bedeckt mit Rosen, Kakteen und Palmen. Kleine Terrassendörfer über dem Meer schirmten diskret die Dichter, die Verliebten und die Künstler ab, die hierherkamen, um die Aussicht zu geniessen; man vergnügte sich, ohne sich zu zeigen, man fischte, man jagte, und für drei Francs am Tag, wie erniedrigend, hatte man alles Wild der Berge, alle Fische des Meeres und alle Früchte Edens auf dem Tisch. War es nicht eine Schande, dass es damals weder ein Casino noch eine Spielhalle gab, noch Theater oder Cafés und dass das Leben nicht fünfzig Francs pro Tag kostete? Zuerst bauten sie das Spielcasino. Die Villen mit den flachen Dächern wurden abgerissen, an ihrer Stelle wurden schöne Cafés errichtet, und die Eisenbahnlinie ebnete die Rosenfelder ein. Der Skandal, dass man Orangen einfach so und umsonst von den Bäumen pflücken konnte und den Duft der Blumen einatmen durfte, war nun ein für alle Mal vorbei. Werbung füllte die Zeitungen, und Financiers legten den Grundstein für ihr riesiges Vermögen, zu dem jeder Snob des Universums beitrug. Monte Carlo zieht seine Opfer von allen Seiten an, vernichtet sie, saugt ihr Blut aus, schöpft ihr Gold, und trotzdem ist es das Land, in dem man lacht und sich amüsiert. Hier gibt es keine unglücklichen Gesichter, keine kaputten Spieler. Ihnen bietet die Gesellschaft eine Eisenbahnfahrkarte an, damit das verzauberte Land so bald wie möglich von ihren Klagen befreit wird. Man sieht nur den Schein von Luxus und Fröhlichkeit in dieser glitzernden Gemeinschaft. Diejenigen, die ihr Vermögen verloren haben, verschwinden wie von Zauberhand. Und während die Zeitungen auf ihrer ersten Seite verkünden: «Monsieur le Duc hat die azurblaue Küste verlassen und ist in eine seiner prächtigen Wohnungen zurückgekehrt», verbirgt der arme Teufel in Wirklichkeit seine Schande in irgendeiner kleinen Hütte, die sich im Meer der Pariser Dächer verloren hat. Aber nicht alle haben den Mut, zu gehen. Viele bleiben. Von ihnen hört man kein einziges Wort. Die Kälte, der Regen, der Nebel, der Ruin und der Tod sind und sollen, nach den Ankündigungen der Gesellschaft und der Presse, an diesem bevorzugten Ort gänzlich unbekannt sein. Orangenbäume, die immer blühen, Palmen, die immer grün sind, und der Himmel, der immer blau ist, ein ständiges Fest, Gewinner, glückliche Spieler, Adlige, Millionäre, Grafen, Herzoge, Grossherzoge, Hoheiten und Prinzen, Prinzen, das ist es, was die Leute in Monte Carlo wollen. Ein Pistolenschuss ist nie zu hören, weckt nie ein Echo, verursacht nie

einen Skandal. Die Wege, auf denen sich die Kakteen perspektivisch zum Meer hin erstrecken, sind immer sauber und gut gesandet. Man sieht nie einen Tropfen Blut. Es braucht nur ein wenig Wasser und eine Harke, und alles ist fertig, nur am nächsten Tag, wenn man die Zeitung aufschlägt, liest man so etwas wie: «X ist gestern zu einer langen Erkundungsreise um die Welt aufgebrochen. Wir wünschen ihm viel Glück.» Und die Welt weiss, was das bedeutet.

André Castaigne, 1861 in Angoulême geboren und 1929 ebendort gestorben, war ein französisch-amerikanischer Künstler. Er studierte Kunst an der Académie des Beaux-Arts in Paris. Nach mehreren Ausstellungen in Frankreich ging Castaigne 1890 in die USA, wo er Direktor der Kunstschule Charcoal Club in Baltimore wurde. Ausserdem war er ein gefragter Illustrator für Zeitschriften wie *The Century Magazine* oder *Harper's Magazine*, in dem dieser Text 1902 erschien. Nach fünf Jahren USA kehrte er nach Europa zurück und eröffnete ein eigenes Studio in Paris. Er war der offizielle Illustrator der Olympischen Spiele 1896. Als Korrespondent arbeitete er weiter für amerikanische Magazine und illustrierte zahlreiche Bücher, darunter William Milligan Sloanes *The Life of Napoleon Bonaparte*.

Edvard Munch, *Am Roulettetisch in Monte Carlo*, 1892, Öl auf Leinwand, 74 × 116 cm, Munch-Museum, Oslo. Munch malte dieses Bild während eines längeren Aufenthalts an der Côte d'Azur. Er selbst spielte mehrere Male an den Tischen des Casinos in Monte Carlo und entwickelte eine später wieder abflauende Obsession.



Im Auge des gefräßigen Tigers

Macau durchlief in seiner Geschichte mehrere Häutungen. Vom Fischerdorf und Kolonialstandort wurde es im Laufe des 20. Jahrhunderts zur grössten und führenden Spielothek der Welt. Wie ist das gelungen?

Text DAVID G. SCHWARTZ

In China ist das Glücksspiel eigentlich verboten. Nur bei der Lotterie, die sehr beliebt ist, drückt das kommunistische Regime ein Auge zu. Macau allerdings ist eine Ausnahme, dort floriert seit langer Zeit die Versuchung, Geld mit dem Zufall zu gewinnen. Sechzig Kilometer westlich von Hongkong betrat Macau Mitte des 16. Jahrhunderts die Weltbühne, und zwar mithilfe der Portugiesen. Unter der Ägide von Prinz Heinrich dem Seefahrer waren sie zu herausragenden Weltumseglern geworden. Um das Monopol des Mittelmeerraums auf asiatische Handelsgüter wie Gold, Sandelholz, Seide und Gewürze zu brechen, drangen die unerschrockenen Portugiesen entlang der afrikanischen Küste nach Süden vor. Sie umrundeten das Kap der Guten Hoffnung und erschlossen schliesslich einen Seeweg nach Indien. Von dort führten ihre Handelsrouten ostwärts nach China und Japan.

Portugiesische Kaufleute besiedelten erstmals in den 1500er-Jahren Macau. Die schmale Landenge in der Nähe der Mündung des Perlfusses in der Provinz Guangdong diente ihnen hauptsächlich als Station zwischen der indischen Stadt Goa (damals das Zentrum von Portugals asiatischem Handelsnetz), China und Japan.

Chinesische Fischereisiedlungen gab es an der Landenge mindestens seit dem 13. Jahrhundert. Trotz des anfänglichen Widerwillens der Ming-Behörden errichteten die Portugiesen dort einen Handelsausposten, zahlten eine jährliche Pacht an die chinesischen Kaiser und gewannen deren Vertrauen, indem sie beim Kampf gegen Piraterie in den umliegenden Gewässern halfen. Macau erlebte im 16. und 17. Jahrhundert ein goldenes Zeitalter als Tor Europas nach Asien. Mit dem Aufstieg Grossbritanniens zur dominierenden Handelsmacht ging es mit Macau aber allmählich bergab, ein Niedergang, der auch durch die Nutzung als Zentrum für den Opiumhandel und die Arbeit von Halbsklaven nicht ausgeglichen werden konnte. Ab den 1840er-Jahren löste das von den Briten besiedelte Hongkong Macau als wichtigstes Handelszentrum in der Region ab.

Im Hafen der Verwahrlosten

Angesichts des Niedergangs unternahmen die Behörden von Macau einen mutigen Schritt: Sie legalisierten das Glücksspiel. Dies geschah, als der politische Status von Macau sich wandelte. Durch die schwindende Stärke Chinas ermutigt, stellte Portugal 1849 die Zahlung des Erbpachtzinses ein und zerstörte die chinesische Zollstation,

womit es sich zum Besitzer der Stadt erklärte. Der Vertrag von 1887 erkannte Portugals Souveränität über Macau offiziell an. Kapitän Isidoro Francisco Guimarães, der von 1851 bis 1863 Gouverneur von Macau war, regulierte und besteuerte Prostitution und Glücksspiel, um die Wirtschaft des Stadtstaates zu stärken. Zuvor, spätestens seit den 1830er-Jahren, hatten die Besitzer illegaler Spielhöllen Beamte bestochen. Durch die offizielle Zulassung dieser Etablissements leitete Guimarães die Bestechungsgelder in die öffentlichen Kassen um. Er hatte sofort Erfolg: Das Glücksspiel brachte den portugiesischen Stadtoberen stets fliessende Einnahmen.

Damals wurden in Macau nur chinesische Spiele angeboten, darunter Fantan, Pai Gow und seit dem frühen 20. Jahrhundert ein Spiel namens Cussec oder Big and Small, auch bekannt als Sic Bo.

Fantan war eine Weiterentwicklung der alten Spiele mit ungeraden und geraden Zahlen, bei denen ein Geber eine unbekannte Anzahl weisser Knöpfe mit einer Schale bedeckt und dann Wetten darüber annimmt, wie viele Knöpfe übrig bleiben würden, nachdem die Knöpfe in Vierergruppen aufgeteilt worden waren. Die Spieler können auf eins, zwei, drei oder vier sowie auf Kombinationen setzen. Pai Gow wird mit einem Satz von zweiunddreissig Spielsteinen gespielt. Die Spieler erhalten vier Spielsteine und teilen sie in ein hohes (starkes) und ein niedriges (schwaches) Blatt auf. Wenn der Spieler die hohe und die niedrige Hand des Dealers schlägt, gewinnt er; wenn der Dealer beide Hände gewinnt, triumphiert das Haus; bei einem Remis behält der Spieler seinen Einsatz.

Cussec ist so etwas wie eine Anomalie unter den chinesischen Casinospiele. Man wettet auf eine Gesamtzahl von Punkten, die sich aus der Kombination von drei Würfeln ergibt; auf grosse (11 bis 17) oder kleine (4 bis 10) oder auf Dreierpasch. Bei einer anderen, in den Casinos von Macau beliebten Variante, dem Fisch-Garnelen-Krabben-Cussec, werden die Würfelpunkte durch Bilder eines Fisches, einer Garnele, einer Krabbe, einer Münze, eines Kürbisses und eines Hahns ersetzt, die jeweils einen eigenen Zahlenwert haben. Nur an diesen Spielen konnten sich die Glückssucher in den lizenzierten Fantan-Häusern versuchen, Roulette oder Blackjack und andere westliche Versuchungen waren dagegen dort noch nicht angekommen.

Das legale Glücksspiel fand entweder in exklusiven Privatkлубs statt, dort trafen sich die Wohlhabenden der Stadt, oder in öffentlichen

In der Mitte des Bildes sieht man das Casino und Hotel *Grand Lisboa* in Macau. Es ist 258 Meter hoch und ist die Erweiterung des Casinos *Lisboa*, rechts im Bild, das Ende der 1960er-Jahre gebaut wurde.





Blick auf den Cotai Strip in Macau. Dort finden sich Hotels, die denen in Las Vegas ähneln. Etwa das *Venetian*, das wie sein Vorbild in Nevada in ein Miniatur-Venedig einlädt. Oder das *Parisian*, das wie das *Paris Las Vegas* Attraktionen aus der französischen Hauptstadt kopiert.

Fantan-Häusern, die die ärmeren Schichten besuchten. In den 1860er-Jahren erwirtschafteten sechzehn dieser Häuser beachtliche Einnahmen für die Regierung, aber sie zogen noch keine wohlhabenden Reisenden nach Macau. Zum Interieur der Spielhöhlen gehörten «singende Mädchen» – ein Euphemismus für Prostituierte –, und sie dienten gleichzeitig als billige Absteige; für einfache, einheimische Besucher genügte das, für internationale Gäste aber nicht. Denn Macau galt damals als Zentrum für Prostitution, Sklaverei, Gold- und Opiumschmuggel und war, wie ein Zeitgenosse es ausdrückte, ein Hafen für «das Treibgut des Meeres, die Verwahrlosten und für schamlose, schöne, wilde Frauen». Die aristokratischen, anspruchsvollen Spieler aus Monte Carlo konnte man so nicht für sich gewinnen.

Veränderungen und ein Monopol

Anfang des 20. Jahrhunderts stagnierte das Glücksspiel in der Stadt. Durch den Verkauf von Lotterielosen in Hongkong und den umliegenden Gebieten konnte Macau (sehr zum Leidwesen der britischen und chinesischen Behörden) ein paar Millionen Dollar pro Jahr von seinen Nachbarn abzweigen. Das System des lizenzierten Glücksspiels, wie es bis in die frühen 1930er-Jahre praktiziert wurde, brachte aber nur wenige wirtschaftliche Gewinne für Macau ein. Zudem gab es kaum landwirtschaftliche, kommerzielle oder industrielle Entwicklung. Als einzige Option blieb das Glücksspiel als touristische Attraktion. Um diese aber wirklich wahrzunehmen, musste die Stadtverwaltung erst einmal aufräumen.

Etwas zur gleichen Zeit, als der Gesetzgeber in Nevada die Tore für den Bau von Casinos weit öffnete, unterzog auch die Regierung von Macau ihre Spielstätten einer kompletten Überarbeitung. Sie fegte den Pöbel aus den Fantan-Häusern und ersetzte die proletarischen Spielhöhlen durch ausgeklügelte Casinos in gehobenen Hotels. Auf diese Weise, so argumentierte der portugiesische Gouverneur, würde Macau wohlhabende Einwohner der umliegenden chinesischen Städte und vielleicht sogar die ehrwürdige Klientel aus Europa anlocken. Anstatt allen Betreibern, die sich bewarben, eine Lizenz zu erteilen, vergab der Gouverneur eine Monopolkonzession an ein einziges Syndikat, die Tai Xing Company, die von Gao Kening und Laorong Fu geleitet wurde. Ab 1937 eröffnete dieses Unternehmen Casinos entlang der Rua de Felicidade und der Rua de Cinco de Outubro. Trotz des ursprünglichen Plans des Gouverneurs, Macau für Europäer verführerisch zu machen, boten sie ausnahmslos traditionelle chinesische Glücksspiele an, was sie nur für sehr aufgeschlossene Besucher aus dem Westen attraktiv machte.

In den Jahrzehnten nach der Eröffnung des ersten Casinos im Hotel Central konnte das Unternehmen Tai Xing sein Monopol erfolgreich verteidigen und arbeitete durchgehend daran, potenzielle Konkurrenten vom Bieterverfahren auszuschliessen. Da Laorong Fu wie viele Chinesen glaubte, dass Rot Glück bringt, Weiss und Grün dagegen Unglück, bestand er darauf, dass alle Angestellten von Tai Xing niemals Rot tragen dürften und dass alle Casinos und sogar sein eigenes Haus in Weiss und Grün gehalten sind. Seine Kunden schreckte diese Perfidie nicht ab.

Das Tai-Xing-Monopol überstand den Zweiten Weltkrieg und die Wirren der chinesischen Revolution. In der Nachkriegszeit wurde das Unternehmen von Fu Tak Iam geleitet. Er kontrollierte das gesamte Glücksspiel und die Lotterien in Macau und hatte sich darüber hinaus auf Immobilien und Transport (er besass mehrere Handelsschiffe) spezialisiert. Ihm gehörte auch eine Fähre zwischen Macau und Hongkong, die seine Casinokunden hin- und herschipperte. Es kam Fu entgegen, dass die Volksrepublik China im Jahr 1949 ein Glücksspielverbot erliess, was die portugiesische Kolonie und damit das Unternehmen Tai Xing zum einzigen Anbieter in der Region machte. Doch Chinas restriktive Grenzkontrollen stoppten den Besucherstrom vom Festland. Und so passte Macau sein Konzept ein weiteres

Mal an, um sich dem Glücksspieltourismus noch mehr zu öffnen. Dafür vergab die Regierung das Glücksspielmonopol im Jahr 1961 neu. Die Sociedade de Turismo e Diversões de Macau (STDM) hielt nun die Hebel in der Hand. Die von Stanley Ho zusammen mit Huo Yindong, Ye De li und Ye Han gegründete STDM sollte vor allem Ho reich und mächtig machen.

Ein neuer Machthaber

Seiner offiziellen Biografie zufolge begann Ho sein Leben mit dem sprichwörtlichen silbernen Löffel im Mund; er wurde am 25. November 1921 in eine wohlhabende Familie in Hongkong geboren (sein Grossonkel Sir Robert Ho Tung wurde von König Georg V. zum Ritter geschlagen, und sein Grossvater war ein gut vernetzter Geschäftsmann) und lebte das ausschweifende Leben eines reichen Sprosses. 1934 erlitt sein Vater allerdings eine verheerende Pleite und floh nach Vietnam. Seine Frau liess er mit den Kindern allein zurück. Der junge Stanley bekam plötzlich den Druck der Armut zu spüren, dem er nur durch harte Arbeit entkommen konnte. Ho erhielt ein Stipendium und schloss am Queen's College in Hongkong mit Bestnoten ab. Ein weiteres Studium an der Universität von Hongkong unterbrachen die Wirren des Zweiten Weltkriegs. Ho floh ins neutrale Macau, bevor die japanischen Truppen Hongkong besetzten, und kam dort mit zehn Hongkong-Dollar in der Tasche und einem unstillbaren Ehrgeiz an. Er nahm eine Stelle als Sekretär bei der Companhia Leun Chong an, einem Handelsunternehmen, das als Vermittler zwischen chinesischen, japanischen und portugiesischen Interessen fungierte.

Ho sagte später, er habe eigentlich als «halber Beamter» gearbeitet und für die Regierung von Macau dringend benötigten Reis, Zucker und Bohnen von den Japanern besorgt. Er lernte Japanisch und Portugiesisch (er sprach bereits fließend Englisch und Chinesisch) und wurde durch seine Fähigkeiten letztlich Partner in der Companhia Leun Chong. Nach dem Krieg widmete er sich der Schifffahrt, dem Finanzwesen und dem Handel, und 1953 kehrte er als junger Millionär nach Hongkong zurück.

Als die Verwaltung von Macau das Glücksspielmonopol öffnete, ergriff Ho die Chance, sein Vermögen zu vergrössern, obwohl er persönlich eine Abneigung gegen das Glücksspiel hatte. Er sagte immer wieder, dass «Erfolg nicht vom Glück abhängt», was natürlich dem tiefen Glauben der Glücksritter in den Casinos widersprach. Und obwohl er als «König der Casinos» und sogar als «Gott des Glücksspiels» bezeichnet wurde, spielte er nie selbst. Nichtsdestotrotz widmete sich Ho der Verwaltung von STDM mit demselben Eifer, den er während seiner Ausbildung und bei Leun Chong gezeigt hatte.

STDM begann mit einem einzigen Casino im Hotel Estoril und einem schwimmenden Casino im Hafen, mit dem unbescheidenen Namen *Macau Palace*. Bis 1975 betrieb STDM drei weitere Casinos: das *Kam Pek*, das *Jai Alai* und das Flaggschiff von STDM, das *Lisboa*. STDM erweiterte sein Wettangebot kontinuierlich und bot Windhundrennen, Pferderennen, Sofortlotterien und schliesslich Fussballwetten an. Pferdewetten haben in Macau eine jahrhundertealte Tradition. Bereits im 17. Jahrhundert importierten portugiesische Kolonisten iberische Geschicklichkeitsprüfungen für Pferde, bei denen Ringe mit Lanzen aufgespiesst und Scheingefechte durchgeführt werden mussten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden auf einer Rennbahn, die in der Nähe des Grenztor nach China errichtet worden war, regelmässig Rennen veranstaltet. Portugiesen und Chinesen aller Schichten feuerten ihre Favoriten lautstark an und setzten mitunter hohe Summen.

Nach dem Abschluss eines neuen Konzessionsvertrags im Jahr 1983 wurden die Casinos zur weitaus wichtigsten Geldquelle für die Regierung von Macau. Die Glücksspielsteuern der STDM stiegen von etwa dreissig Prozent der öffentlichen Einnahmen auf fast zwei Drittel und hielten die Verwaltung von Macau in den 1980er- und

Das schwimmende *Macau Palace* war Teil des alten Macau. Einige Szenen des James-Bond-Klassikers *The Man with the Golden Gun* von 1974 spielen dort. 2007 wurde das Casino geschlossen, um Platz für die Entwicklung des Fisherman's Wharf zu machen.



1990er-Jahren über Wasser, als letztlich die Unternehmen von Stanley Ho etwa achtzig Prozent der Steuereinnahmen von Macau lieferten.

Die Öffnung nach Westen

Mit der Rückgabe Macaus an China 1999 bestand die Gefahr, dass die kommunistischen Behörden das Glücksspiel in Macau unterbinden könnten. Doch die Volksrepublik garantierte, sich für die nächsten fünfzig Jahre nicht in die Wirtschaft Macaus einzumischen. Was für Stanley Ho natürlich sehr begrüssenswert war. Seine Casinos sind eine einzigartige Mischung aus östlichem und westlichem Glücksspiel. Das *Lisboa*, sein Flaggschiff, ist im Laufe der Jahrzehnte auf tausend Räume angewachsen. STDM führte zwar 1962 westliche Spiele wie Blackjack, Roulette und Boule ein, doch viele asiatische sind geblieben, darunter Sic Bo, Fisch-Krabben-Sic-Bo, Pai Gow, Mahjong Pai Gow oder das ehrwürdige Fantan. Am beliebtesten ist heute aber Baccara, ein europäischer Import.

Im *Lisboa* stehen rund um die Hauptspielfläche Spielautomaten, die von den Spielern in Macau aber lange ignoriert wurden. Die Slotmaschinen werden als Tiger bezeichnet, da sie unweigerlich die Spieler irgendwann «auffressen» werden. Dennoch haben die Betreiber in Macau – chinesische wie westliche – versucht, die Attraktivität von Spielautomaten zu erhöhen. Neue Casinos verfügen über moderne Versionen, und mehrere reine Spielautomatenhallen wurden in der ganzen Stadt eröffnet. Eine Automatenversion imitiert etwa die Legende eines Helden, der einen «hungrigen Tiger», also symbolisch die Maschine, schlägt. Die Spieler sollen es ihm also gleichtun und den «Automaten-Tiger» überwinden. Gelingt das, wird dieser Triumph in einem eigenen Videoclip noch einmal nachgestellt.

Die Geschichte mit dem Tiger verweist auf den Aberglauben chinesischer Glücksritter. Er kommt westlichen Spielern bizarr und vielleicht sogar albern vor, wobei sie geflissentlich vergessen, dass ihr eigenes Verhalten nicht weniger willkürlich oder töricht ist. Nicht unter Leitern hindurchgehen, schwarze Katzen, die Zahl Dreizehn, zerbrochene Spiegel und verschüttete Salzstreuer gelten in China nicht als Anzeichen einer heraufziehenden Pechsträhne. Stattdessen sollte der Besucher eines Macau-Casinos die Unglückszahl Vier meiden und sich besser an die überragende Glückszahl Acht halten. Er sollte kein Buch mit ins Casino nehmen, da der Klang des kantonesischen Wortes für Buch an die Unglückszahl erinnert.

Gästen, die amerikanische Casinos mit ihren gleichmässig angeordneten Spielautomaten und den klar organisierten Tischspielen

kennen, erscheinen das *Lisboa* und andere STDM-Casinos geradezu chaotisch. Die Spieler drängen sich an den Tischen und werden von dicken Wolken aus Zigarettenrauch eingehüllt. Abseits des Tohuwabohus in der Haupthalle des *Lisboa* dürften westliche Besucher über eine andere Macau-Besonderheit erstaunt sein – die privaten Spielklubs. Diese Räume, die vom Spielbetreiber an eine Reihe von Junket-Betreiber und Konzessionäre untervermietet werden, beherbergen Glücksspiele mit hohen Einsätzen in relativer Privatsphäre. Diese Räume, in denen regelmässig Maximaleinsätze von bis zu einer halben Million Patacas (60 000 Schweizer Franken) möglich sind, ziehen die Crème de la Crème der chinesischen Glücksspieler an, die sich vor allem dem Baccara hingeben. Mit der Zeit stiegen die Einnahmen der STDM so immer weiter, und die Stadtverwaltung, die mehr als ein Drittel aller Casinoeinnahmen als Steuern einnimmt, konnte sich über einen üppigen Haushaltsüberschuss nach dem anderen freuen.

Andere Wege, mehr Gäste

Stanley Ho, der 2020 verstorben ist, wurde zum mächtigsten Mann der Stadt. Unter seiner Führung wurde STDM zu einem Tourismusgiganten und zum grössten Arbeitgeber in Macau. Zusätzlich zu seinen Glücksspielunternehmen besass er mehrere Hotels und Macaus grösstes Kaufhaus, das Macau Tower Convention and Entertainment Center, den Turbojet-Fährdienst Macau–Hongkong, den internationalen Flughafen Macau und eine Reihe anderer Projekte oder investierte in diese. Ho, der Nicht-Glücksspieler, war durch das Glücksspiel zu unermesslichem Reichtum, Einfluss und (trotz angeblicher Verbindungen zu organisierten Verbrechertriaten) zu Respekt gekommen. Jahrelang sagten chinesische Glücksspieler, wenn sie eine Reise nach Macau planten, dass sie «Onkel Stanley besuchen» würden. Doch Hos Vorherrschaft auf dem Casinomarkt von Macau war nach der Rückkehr der Enklave unter chinesische Herrschaft nicht von Dauer. Seine Monopolkonzession lief 2001 aus, und die neue Regierung der Sonderverwaltungsregion Macau (SAR) öffnete die Ausschreibung erneut und vergab das Recht zum Betrieb von Casinos an drei Unternehmen: eine Tochtergesellschaft von Dr. Hos STDM, die Sociedade de Jogos de Macau (SJM); ein Joint Venture aus Las Vegas Sands Inc. (Eigentümer des *Venetian* am Las Vegas Strip) und Galaxy, einem chinesischen Unternehmen; und Steve Wynn's Wynn Resorts. Mit der Ausweitung der Casinokonzessionen auf diese drei Gruppen wurde ein Gleichgewicht zwischen der Tradition und der Identität Macaus und neuen Ideen von aussen gewährleistet. Eine

Welle von Neubauten brach über die Stadt herein. Zur gleichen Zeit liberalisierte die chinesische Regierung die Grenzbeschränkungen, was viele neue Besucher nach Macau brachte. Die chinesischen Behörden erweiterten nach und nach die Zahl der Städte, die Touristenvisa für Macau ausstellen durften, und garantierten damit einen stetigen Anstieg des Gästeaufkommens. Die jährliche Besucherzahl von Macau verdoppelte sich fast auf fünfzehn Millionen, und mit der Aussicht auf eine weitere Liberalisierung sollte die Infrastruktur der Stadt so verbessert werden, dass sie auch eine weitere Verdopplung bewältigen könnte.

Die neuen Anbieter in Macau versprachen, die Stadt in eine echte internationale Touristenattraktion zu verwandeln. Als Erstes eröffnete Las Vegas Sands im Mai 2004 sein *Sands Macao*, nur einen Steinwurf vom Fährterminal in Macau entfernt, wo die meisten Anreisenden aus Hongkong aussteigen. Die Eröffnung verlief nicht ohne Drama: Als jemand das Gerücht verbreitete, dass das Casino am ersten Tag kostenlose Jetons verschenken würde, kam es fast zu einem Aufruhr, und eifrige Menschenmassen brachen buchstäblich die Türen auf, um hineinzukommen und zu spielen. Seitdem hat sich das Spielgeschehen selbstverständlich beruhigt, und der Erfolg des *Sands Macao* hat gezeigt, dass westliche Betreiber mit Casinos in Macau ordentliche Gewinne einfahren können.

Steve Wynn eröffnete im September 2006 das *Wynn Macau*, das den Look seines Flaggschiffs in Las Vegas nachahmt. Im Jahr 2010 wurde eine Erweiterung des Resorts, genannt *Encore*, eröffnet. All das führte zu einem Anstieg der Einnahmen. Im Jahr 2002, bevor US-amerikanische Unternehmen in die Branche eintraten, verzeichnete Macau Einnahmen von 2,7 Milliarden Dollar. Bis 2006, als die Projekte von Sands und Wynn eröffnet wurden, nahmen die Casinos der Stadt 7 Milliarden Dollar ein – mehr als der Las Vegas Strip. Im Jahr 2011 erwirtschafteten die Casinos in Macau 33,5 Milliarden Dollar pro Jahr, dreimal so viel wie alle Casinos in Nevada zusammen.

Das grösste Wachstum des Glücksspiels in Macau ist für den Cotai Strip vorgesehen, ein Gebiet mit neu gewonnenem Land zwischen den Inseln Coloane und Taipa, das dem berühmten Las Vegas Strip Konkurrenz machen soll. Im Jahr 2007 eröffnete Las Vegas Sands das riesige *Venetian Macao* auf einer Cotai-Parzelle, mit 800 Tischspielen und 3400 Spielautomaten. Im Gegensatz dazu verfügen die meisten Casino-Resorts auf dem Strip, die auch nicht gerade klein sind, über etwa 100 Tische und 2000 Spielautomaten. Melco Crown liess sich nicht lumpen und eröffnete die *City of Dreams*, ein riesiges Casino-Resort mit einer einzigartigen Architektur. Ein *Grand Hyatt* und ein *Hard Rock Hotel* ergänzen das *Crown Towers Hotel*, sodass das Resort mehrere bekannte Marken unter einem Dach vereint. Macau explodierte also geradezu und war bis vor der Pandemie die grösste Spielothek der Welt. Gerade stockt die weitere Expansion durch die strengen Lockdowns in China. Doch es bleibt festzuhalten: Aus einem Flecken mit ein paar Fischerdörfern ist ein Ort geworden, der jedes Jahr mit den Glückssuchern dieser Welt Milliardenumsätze macht. Eine Metropole, angetrieben durch den mächtigen Motor des Glücksspiels.

David G. Schwartz, 1973 in Atlantic City geboren, studierte Geschichte an der University of Pennsylvania und schrieb seine Doktorarbeit an der University of California. Er ist Experte für die Geschichte des Glücksspiels. Schwartz arbeitet als Professor für Geschichte an der University of Nevada und ist dort Ombudsman. Er hat mehrere Bücher über das Glücksspiel geschrieben, darunter *Roll the Bones – The History of Gambling* [2007] oder *At the Sands – The Casino That Shaped Classic Las Vegas, Brought the Rat Pack Together, and Went Out with a Bang* [2020].



Wie im *Venetian* in Las Vegas können Gäste sich auch im *Venetian* in Macau durch künstliche Kanäle gondeln lassen.



Das Venetian in Macau von innen. Auch dort gibt es, wie in Asien üblich, private Tische für Spieler, die mit sehr hohen Einsätzen spielen möchten.



Im Circa, einem Casino-Resort mit 35 Stockwerken, gibt es fünf Restaurants und 777 Zimmer, die längste überdachte Bar Nevadas und sechs Swimmingpools mit jeweils unterschiedlichen Temperaturen. Ausserdem ein zweistöckiges Casino und das weltweit grösste Sportwettbüro.

«Ich bin ein kommerzieller Architekt»

Paul Steelman hat mit seinem Unternehmen eindrucksvolle Casinos auf der ganzen Welt gebaut. Er ist in diesem Bereich der erfolgreichste Architekt der Welt. Im Gespräch erzählt er, welche Bauwerke speziell wichtig sind und was die Besonderheiten des Casinodesigns sind.

PAUL STEELMAN im Gespräch mit dem *GAMING LAW JOURNAL*

Herr Steelman, wie sind Sie zur Architektur gekommen?

Ich komme aus einer Familie von Bauunternehmern, meine Grossväter waren Bauunternehmer, und mein Vater arbeitete als Architekt. Er hat Schulen, Einkaufszentren, Beerdigungsinstitute, also eher Zweckbauten, entworfen. Ich bewunderte meinen Vater immer, fand seine Arbeit toll. Einmal baute ich mit ihm in Vermont ein Haus in neun Tagen. Ein Fertighaus, eine Skihütte. Damals war ich dreizehn Jahre alt, und es war einer der Höhepunkte meines Lebens. Mein Weg war also ein bisschen vorgezeichnet. Nach dem College ging ich auf die Clemson University und machte dort einen Bachelor of Science in der Fachrichtung Architektur. Danach arbeitete ich im Büro meines Vaters in Atlantic City und dann im Büro für Stadtplanung in Atlantic City. Das war in den 1970er-Jahren.

Damals gab es noch keine Casinos in Atlantic City.

Genau. Aber 1976 stimmte die Stadtverwaltung für die Zulassung von Glücksspielen in Atlantic City, und das veränderte alles. Plötzlich kamen viele berühmte Architekten in die Stadt, John Carl Warnecke, Martin Stern, Homer Rissman, die Leute von Skidmore, Owings & Merrill. Ich wollte sie alle kennenlernen, mit ihnen arbeiten. Wir hatten eine Karte erstellt, die vorsah, dass über fünfzig Casinos in Atlantic City gebaut werden sollten. Es gab also sehr viel zu tun, es war unglaublich aufregend. Über meinen Job lernte ich Joel Bergman kennen. Er war anders als die anderen Architekten, nicht so *corporate*, eher ein Freigeist in Bluejeans, immer einen Schal um, ein dynamisch aussehender Typ. Er redete nicht wie ein Architekt und erzählte unglaubliche Geschichten. Und er hat ja auch spektakuläre Projekte verwirklicht, etwa das *Las Vegas Hilton* oder das *The Cottages at The Kuilima Resort* auf Hawaii. Ich mochte Joel und wollte unbedingt für ihn arbeiten. Aber wie? Ich war ja noch ziemlich unbedeutend und sehr jung. Mir kam die Idee, folgenden Satz auf einen Zettel zu schreiben: «Ich wollte dich fragen, ob du einen Job bei mir haben willst.» Ich steckte den Zettel in ein Couvert, schrieb Joel darauf und fragte ihn, ob wir uns treffen könnten. Er lud mich tatsächlich ein, ich gab ihm das Couvert. Er öffnete es, und ich bat ihn, laut vorzulesen, was auf dem Zettel stand. Er machte es, und ich sagte: «Klar. Ich kann jederzeit anfangen, wann immer du willst.»

Und?

Na ja, er gab mir den Job. Joel hatte ein eigenes kleines Büro, und meine erste Aufgabe war es, mit ihm 1980 das *Golden Nugget* in Atlantic City zu entwerfen. Das war eine unglaubliche Herausforderung. Steve Wynn, der Immobilienentwickler hinter dem Projekt, war sehr

fordernd. Das Gebäude hatte über 500 Zimmer und ein integriertes Opernhaus mit 500 Plätzen. Diese Art von Gebäuden müssen rasend schnell gebaut werden. Sie sind dazu da, um mit ihnen Geld zu verdienen, und nicht, um Architekturpreise zu gewinnen. Man muss sehr funktional denken. Und trotzdem empfinde ich Casinogebäude als etwas Besonderes. Sie sind sehr nah dran an Disney, laden die Besucher in eine andere Welt ein. Sie schaffen Erlebnisse. Das gilt besonders für Joels und meinen Entwurf für das *Mirage* in Las Vegas – sicher einer der verrücktesten Jobs, die ich je gemacht habe. Vier Jahre haben wir nur mit dem Projekt verbracht. Zwischendurch habe ich mich selbstständig gemacht. Der Innenarchitekt Henry Conversado hatte mich gefragt, ob ich nicht mit ihm zusammen ein Büro eröffnen wollte. Conversado war berühmt, er hat später das Penthouse im *Trump Tower* in New York ausgestattet. Nach ein paar gemeinsamen Aufträgen bat uns Steve Wynn, der auch das *Mirage* entwickelte, wieder für ihn zu arbeiten. Unsere Aufgabe war es, über 18 000 Quadratmeter zu bespielen. Also entwarfen wir das California-Pizza-Restaurant, die Gourmet-Räume, das chinesische Steakhaus und die Lobby. Mit Joel designte ich den riesigen *porte cochere*, unter dem die Autos vorfahren. Das *Mirage* war ein wichtiger Meilenstein in meinem Leben. Als es 1989 eröffnet wurde, hat es mit seinem tropischen Gesamtdesign inklusive des künstlichen Vulkans das Casinodesign verändert und Las Vegas ebenso. Davor hatte Las Vegas 16 bis 18 Millionen Besucher pro Jahr, mittlerweile sind es bis zu 43 Millionen pro Jahr. Das *Mirage* zog die Leute an, weil es so überbordend war und die Menschen in eine exotische Welt entführte.

Mit Ihrem eigenen Büro wurden Sie zum weltweit führenden Casinooarchitekten. Wie haben Sie das geschafft?

Indem wir unser Angebot mit der Zeit immer weiter diversifiziert haben. Wir machen Architektur, Innenarchitektur, Lichtdesign, Theaterdesign, einfach die komplette Planung. Und man muss für diese Art von Architektur unbedingt etwas von Planung verstehen. In allen Bereichen bis hin zum Energieverbrauch geht es um knallharte Effizienz, denn im Vordergrund steht, dass mit dem Gebäude so viel Geld wie möglich verdient werden kann. Joel Bergman war in dieser Hinsicht sicher einer der grössten Casinoplaner der Welt. Von ihm habe ich viel gelernt. Man muss den Kunden vor allem zuhören können. Sie wollen manchmal völlig verrückte Dinge, und wir müssen Wege finden, diese umzusetzen, ohne dass die Kosten explodieren. Ich weiss, dass ich mit meiner Arbeit nie einen Architekturpreis gewinnen werde. Aber das ist mir auch nicht wichtig. Ich bin ein kommerziell orientierter Architekt. Mich treiben Finanzen, Gewinne und Arbeits-



Blick ins Casino des *Circa* in Las Vegas. Es wurde – wie der gesamte Komplex – von Steelman Partners entworfen und Ende 2020 eröffnet.

plätze an. Es macht viele Architekten verrückt, dass das Hotel-Casino Bellagio am Las Vegas Strip zu den zehn beeindruckendsten Gebäuden Amerikas gezählt wird. Ich habe das *Bellagio* nicht entworfen, aber es gehört in die Kategorie der Bauwerke, die wir erstellen. Bei ihnen scheint im Entwurf nicht das Ego des Architekten durch, sondern eher die Vision des Eigentümers. Und unser Antrieb ist es, jedes Mal das beste Casino zur jeweiligen Zeit zu bauen. Das ist immer unser Ziel.

Bei welchen Projekten ist Ihnen das besonders gelungen?

Bei vielen. Das *Mirage* in Las Vegas war wie gesagt ein Meilenstein für mich. Dann haben wir mit dem *Ak-Chin* in Arizona das erste Casino für eine Native-American-Gemeinschaft gebaut, eben für die Ak-Chin. Unser erstes Casino in Europa war das in Locarno. In der Schweiz folgten dann noch Casinos in Zürich, Thun, St. Gallen und Rheinfelden. Auch das *Sands* in Macau war ein wichtiger Schritt für uns. Es war in vielerlei Hinsicht zukunftsweisend. Die Deckenhöhe des Casinos war mit fünfzehn Metern doppelt so hoch wie alles, was wir davor gemacht hatten. Das Fenster war nach Osten ausgerichtet, was uns erlaubte, das Casino mit Tageslicht zu beleuchten, was es zuvor in Macau nicht gegeben hat. Der Bau kostete insgesamt 270 Millionen Dollar, und nach nur eineinhalb Jahren Bauzeit konnte das Casino eröffnet werden. Es wurde mit bis zu 600 Millionen Dollar Umsatz zu einem der erfolgreichsten Casinos der Welt.

Ihre Casinos entführen die Besucher oft in exotische Traumwelten. Es gibt Wasserfälle, Springbrunnen, Lichtspiele und riesige Kronleuchter. Nach welchen Kriterien setzen Sie die Themen für die Hotels und Casinos? Wissen Sie, der Entwurf des Projekts wird von den Menschen beeinflusst, die es nutzen werden, und von dem Ort, an dem es sich be-

findet. Wir können nicht mitten in Moskau ein Casino bauen, das aussieht wie eines am Strip in Las Vegas. Das würde nicht passen, es muss sich an die Umgebung anpassen. Und natürlich hat zuerst einmal die Infrastruktur Einfluss auf den Entwurf. Wie regeln wir den Verkehr der ankommenden Fahrzeuge? Wie viel Platz müssen wir dem Parkhaus einräumen? Wie sollen die Menschen durch das Casino geleitet werden? Dann sind wir eine Art Filter für die Ideen unserer Auftraggeber. Manche finden wir gut, manche nicht so. Wir beraten sie und sind immer auf dem neuesten Stand, was aktuelle Wünsche und Träume der Kunden angeht. Heute muss etwa alles *instagrammable* sein, das heisst, die Gäste brauchen Orte, an denen sie eindrucksvolle Fotos vom Interieur des Casinos oder vom Ausblick machen können. Und man kann nicht einfach erfolgreiche Konzepte aus der Vergangenheit wiederholen, also etwa das Casino des *Caesars Palace* nachbauen, das auch heute bestimmt noch die gewinnträchtigste Casinofläche in Las Vegas ist. Wir müssen mit der Zeit gehen. Unsere Inspirationen können von überallher kommen. Von Reisen oder von der Form einer Skulptur. Aber letztlich muss ein Hotel aussehen wie ein Hotel und ein Casino wie ein Casino. Die Grundlage unserer Arbeit liegt in der Funktion, und auf ihr entwickeln wir dann die Welten, in die Besucher eintauchen können. Und letztlich muss sich eben alles rechnen.

Paul Steelman, 1955 in Atlantic City geboren, studierte an der Clemson University in South Carolina. Seit 1987 betreibt er sein eigenes Architekturbüro, das auf Hotel- und Casinodesign spezialisiert ist. Neben dem Hauptsitz in Las Vegas haben Steelman Partners Zweigstellen in den Niederlanden, Kambodscha, Vietnam, Macau und China. Das Interview wurde vom *Gaming Law Journal* der University of Nevada geführt.



Steelman Partners haben mit ihren Hotel-Casinos die Skylines von Macau, Las Vegas und Atlantic City verändert. In Las Vegas 2020 mit dem *Circa* (im Bild) und 2021 mit dem *Resorts World*; in Atlantic City 1997 mit dem *Golden Nugget* und in Macau 2004 mit dem *Sands*. Paul Steelmans Architekturunternehmen hält sich an 150 Regeln, wenn es ein neues Casino entwirft. Sie bestimmen alles, von der Lage der Toiletten bis hin zu den Farben der Inneneinrichtung.

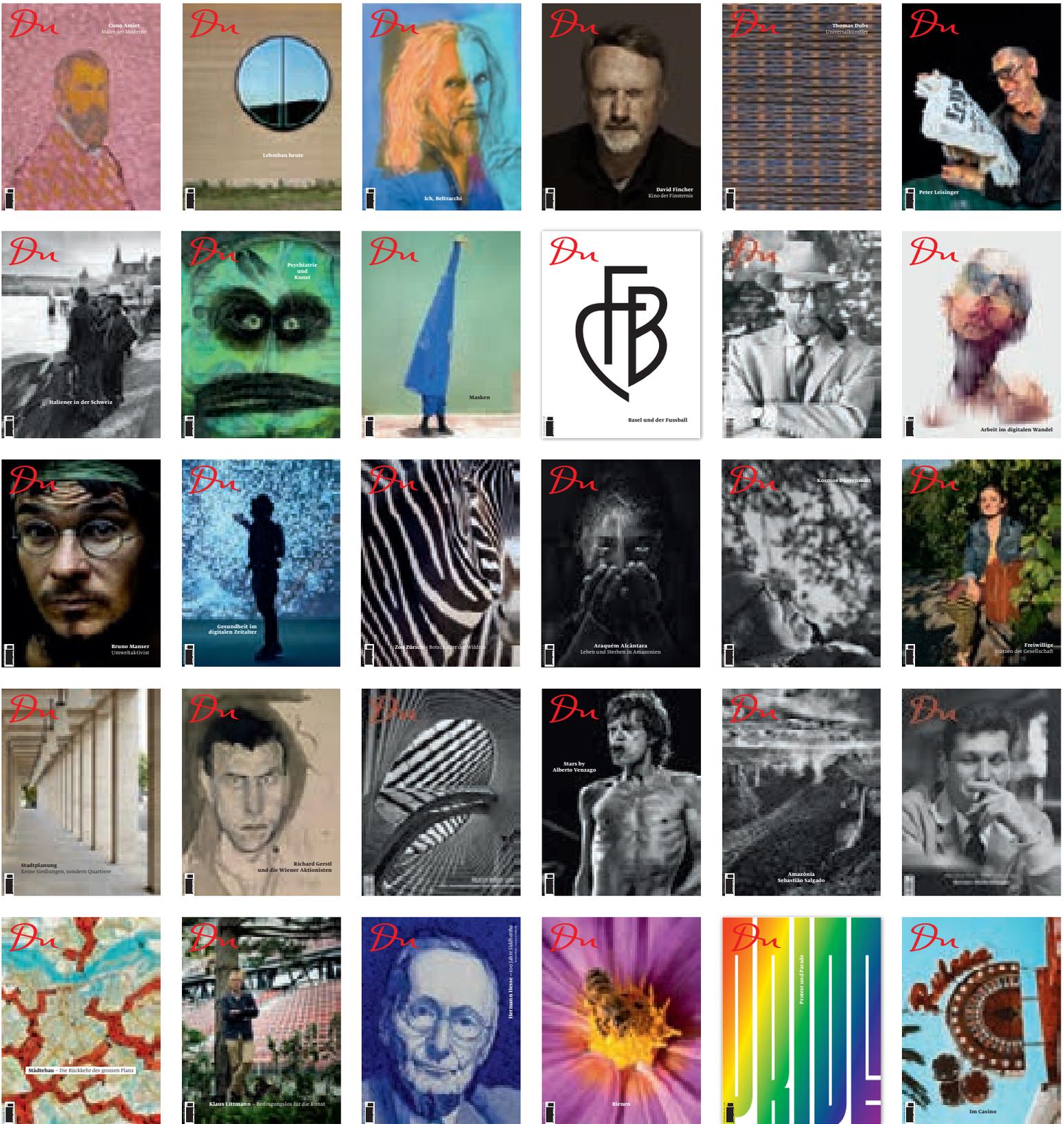


Das 2010 eröffnete *Marina Bay Sands* in Singapur gilt als eine der teuersten alleinstehenden Casinoanlagen der Welt. Es besteht aus drei 55-stöckigen Hoteltürmen von je circa 190 Metern Höhe mit insgesamt mehr als 2500 Zimmern. Auf dem Dach, das die drei Türme verbindet, befindet sich ein 146 Meter langer Swimmingpool und eine Gartenanlage mit Bäumen. Zum Resort gehören ausser dem Casino Restaurants, ein Einkaufszentrum, Kinos, zwei Theatersäle, eine Eisbahn und ein Park, in dem sich das Wissenschaftsmuseum befindet. Das Gebäude wurde von dem berühmten israelischen Architekten Mosche Safdie erbaut, der sich bei der Entwicklung des Projekts vom Kartenspiel inspirieren liess. Eigentümer des Komplexes ist der US-Casinokonzern Las Vegas Sands. Das *Marina Bay Sands* ist 2016 im Science-Fiction-Film *Independence Day - Resurgence* von Roland Emmerich in die Filmgeschichte eingegangen: Bei einem Angriff Außerirdischer wird es vollständig zerstört.



Das Casino des Marina Bay Sands verfügt über mehr als 2000 der beliebtesten Spielautomaten und mehrere Hundert Tische zum Spielen von Baccara, Poker, Blackjack und Roulette.

Mit dem Abo keine Ausgabe verpassen



Abonnieren Sie **Du**, und lassen Sie sich von den spannendsten Entwicklungen im breiten Feld der Kultur überraschen.

Deutschland, Österreich und Schweiz

Jahresabo	CHF 160.- / EUR 139,-
Zwei-Jahres-Abo	CHF 290.- / EUR 249,-
Studenten-Abo	CHF 80.- / EUR 70,-
Drei Ausgaben (Probe-Abo)	CHF 40.- / EUR 35,-

Bestellung und Information

Tel.: +41 58 200 55 23 abo@du-magazin.com www.du-magazin.com



PATEK PHILIPPE
GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

JAHRESKALENDER, REGULATORANZEIGE REF. 5235/50R

MEHR INFORMATIONEN ERHALTEN SIE BEI DEN UNTEN GENANNTEN
PATEK PHILIPPE PARTNERN SOWIE IM AUTORISIERTEN FACHHANDEL.

ASCONA Orologi Gioielli Herschmann | BASEL Seiler Juwelier | BERN Zigerli+Iff | DAVOS PLATZ Chronometrie Stäuble
GSTAAD Stebler Gstaad AG | INTERLAKEN Kirchhofer Haute Horlogerie II | KLOSTERS Maisson
LUGANO Gübelin · Mersmann SA · Somazzi SA | LUZERN Gübelin | ST. GALLEN Chronometrie Labhart | ST. MORITZ Gübelin
VADUZ/FL Huber | ZERMATT Haute Horlogerie Schindler SA | ZUG Lohri AG | ZÜRICH Patek Philippe Boutique at Beyer · Gübelin

Dr 915 | Juli/August 2022

Im Casino

Dr



CHF 20 / EUR 15



Im Casino



Der Klassiker in neuem Licht

USM Haller erschliesst revolutionäre Dimensionen integraler Beleuchtung: kabellos, dimmbar, energieeffizient. Eine wahre Innovation – lassen Sie sich inspirieren!
www.usm.com

Besuchen Sie unsere autorisierten Vertriebspartner, USM Showrooms oder bestellen Sie Ihr Lieblingsstück in unserem Online Shop.

Limited by Nature. Since 1770.




FROMAGE
MAUERHOFER

ZIGERKLEE

& WEITERE SCHWEIZER KÄSEPERSÖNLICHKEITEN ERHÄTLICH AUF
FROMAGEMAUERHOFER.CH

Du



Im Casino

DAS NEUE DU (NR. 915) IM JULI 2022